

Wandermappe.

Illustrierte Beilage zum
„Gottscheer Bote“.

Nummer 5.

Gottschee, am 4. März.

Jahrgang 1910.

Fastenbitte.

Hilf uns, o Herr, dein Kreuz betrachten,
In sein Geheimnis uns versenken,
Laß uns die Lust der Welt verachten,
Nur an dein heil'ges Leiden denken.
Laß uns die Welt um uns vergessen,
Dein Kreuz allein soll vor uns stehen,
Wir wollen fest ans Herz es pressen,
Und in dein heil'ges Antlitz sehen.
An dir allein, du Mann der Schmerzen,
Soll unsre ganze Seele hangen,
Und deine Liebe unsre Herzen
Durchglühn mit innigem Verlangen.
Wir wollen küssen in Gedanken
Die Male deiner heil'gen Wunden;
Auf daß durch sie wir armen Kranken
Von unsrer Sündenschuld gesunden.

Eine weltbewegende Frage.

„Was dünkt euch von Christus?“ Diese Frage, welche der Heiland selbst aufgerollt und an die Apostel gerichtet hat, ist seither nicht mehr verstummt und jeder einzelne Menschengestalt wird vor dieselbe gestellt. Diese Frage beschäftigt auch unsere Zeit wieder überaus lebhaft. Selbst die religiös scheinbar erstorbenen großen Städte beginnen sich wieder mehr für diese weltbewegende Frage zu interessieren.

Am 31. Januar und am 1. Februar d. J. hatte Berlin im großen Saale des Zoologischen Gartens die „Sensation“ eines Vortrages über die „Frage“: „Hat Jesus gelebt?“ Diese Frage, welche eine protestantischer Theologieprofessor aus Karlsruhe in dieser Versammlung aufwarf, ist eigentlich von wenig Bedeutung, sobald man, wie es nicht wenige protestantische Pastoren tun, die andere, unendlich wichtigere Frage verneint: Ist Christus Gott?

Ist Christus nicht Gott, wie es die katholische Kirche lehrt und auch gläubige Protestanten bekennen, dann wird die Frage, ob Jesus gelebt habe, so unsinnig sie ist, nicht mehr interessieren, als die Frage, ob Alexander d. Gr. oder Sokrates oder Homer gelebt haben. Freilich glaubt der sogen. Monismus, die Leugnung jedes persönlichen Gottes, den stärksten Schlag gegen das Christentum zu führen, wenn er die törichte Frage „Hat Jesus gelebt?“ mit Professor Drews aus Karlsruhe verneint. Aber alles gelehrte scheinende Gefasel eines protestantischen Professors, das ebenso albern ist wie die Behauptung mancher Philosophen, wir könnten z. B. die Existenz der Sonne nicht beweisen, wird die unerschütterliche Überzeugung der Christenheit, die sich auf die unwiderleglichsten Zeugnisse der hl. Schrift, der ältesten Kirchen- und Profangeschichtsschreiber, der Märtyrer und der ganzen Kirche selber stützt und durch die Wunderwerke des fortlebenden Christus in seiner Kirche von Geschlecht zu Geschlecht bekräftigt wird, niemals wankend machen können.

„Jesus lebt!“ das war die Antwort, welche selbst das protestantische Berlin dem Professor aus Karlsruhe gab. Diese Antwort bestand in einer von protestantischer Seite veranstalteten gewaltigen religiösen Kundgebung, wie man sie in protestantischen Kreisen selten erlebt und die wie ein Wiedererwachen des von glaubensarmen Pastoren eingeschläferten Glaubensbewußtseins des im Herzen katholisch denkenden Teiles der protestantischen Bevölkerung in der deutschen Reichshauptstadt war.

Die überaus große Teilnahme an dieser Glaubens-Kundgebung zeigte, wie tief religiöse Fragen auch in unserer Zeit die Menschenherzen bewegen.

Sonntag, den 20. Feber, vormittags 11 Uhr öffneten sich die Hallen des Zirkus Busch in Berlin zu einer Monstre-Versammlung und schon um halb 12 Uhr mußte der große Steinbau polizeilich gesperrt werden wegen allzustarker Überfüllung. Tausende füllten den Zirkus, Tausende harrten draußen und immer neue Volksmassen, vorwiegend Männer und Jünglinge, strömten herbei. Es ergab sich jedoch die Notwendigkeit einer Parallelversammlung, die im protestantischen Dom abgehalten wurde. Fünf Redner gaben im Zirkus Busch auf die Frage: „Hat Jesus gelebt?“ die Antwort: „Jesus lebt.“ Denn Jesus hat nicht nur gelebt, wie irgend ein Mensch, der dann gestorben ist und im Totenreiche weilt, sondern Jesus hat gelebt und lebt noch und wird leben in Ewigkeit. Jesus lebt — Gottes Wort bezeugt es! lautete das Thema eines Redners, der das Zeugnis der hl. Schrift über Jesu Leben und Wirken hervorhob.

„Gleich einem Felsen ragt das neue Testament mit seinen Berichten über den Heiland in dem brandenden Meere der Forschung. Die Paulusbrieve bilden ein gewaltiges Zeugnis für die Person Christi und seine Gottheit. Wer einen sagenhaften Christus hätte darstellen wollen, würde gewiß nicht zur schlichten, ungeschminkten, wahrheitsgetreuen Darstellungsweise der Evangelien greifen. Die Tatsache des Lebens Christi ist unbestreitbar, für die Botschaft des lebendigen Christus setzten seine Jünger ihr Leben ein.“ Ein anderer Red-

ner bekräftigte die Tatsache, daß Jesus lebt, durch die Glaubenserfahrung und lebendige Gnadengegenwart Jesu. Von Christus gehen Kräfte der Gesundung und des Lebens aus; er senkt himmlischen Frieden in die bedrückten Herzen. Wer Jesus kennt, macht immerfort die Erfahrung des lebendigen Gottes.

Jesus lebt — im öffentlichen Leben merkt man es, war die Grundlage der Ausführungen des dritten Redners. Die fortdauernde Lebenskraft des Christentums gibt Zeugnis von Jesus. Der Redner führte Ziffern und Beispiele aus der evangelischen Landeskirche für die Lebendigkeit des Christentums an.

Welch herrliche Beispiele könnte man nicht aus der katholischen Kirche für die unverjüngbare Lebenskraft des wahren Christentums anführen, die eine Bestätigung für den lebenden Christus ist, der da sagte: „Ich bleibe bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“

Jesus lebt — damit steht und fällt unsere Kirche. Wie schon der Apostel Paulus erklärt hat: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist eitel unsere Predigt, eitel auch euer Glaube,“ so gilt dies noch mehr, wenn Christus gar nicht gelebt hätte.

Freilich, eine so törichte Frage oder Behauptung wagten selbst die heidnischen Wüteriche, welche die Christen mit Folterqualen u. Kerkerpeinen vom Glauben an Christus abzubringen suchten, nicht aufzustellen, weil damals diese Frage: Hat Jesus gelebt? ebenso närrisch geklungen hätte, als wenn heute jemand einen Reichsdeutschen fragen würde, ob es ein Deutsches Reich gebe. Jesus lebt — laßt uns halten an dieses Bekenntnis mahnte der fünfte Redner. Wir sollten glauben, daß Christus ein Mythos, eine Sage sei, wo wir sehen, daß das Christentum die Welt überwunden hat!

Wenn es nicht zum Weinen wäre, daß Tausende und Abertausende (von Protestanten) einer Botschaft Beifall spenden, die ihnen das Beste, Jesum, nimmt, es wäre zum Lachen, daß man solche Botschaft (Jesus habe nicht gelebt) ernst nimmt und sie mit wissenschaftlichem Rüstzeug zu umgeben versucht. Das Auftreten der modernen, ungläubigen Wissenschaft des Monismus wird der christlichen Kirche nicht schaden. Wir haben Ursache, Hrn. Professor Drews dankbar, zu sein, wenn sein Auftreten dazu dient, daß die Christen aufwachen. Unter dem Kreuz Christi werden alle scheinbaren Niederlagen zu schönen und herrlichen Siegen. Auch Professor Drews mit seinem Anhang, der Leben und Gottheit Christi leugnet, wird einstens noch bekennen

müssen: „So hast du dennoch gelebt und gesiegt, Galiläer!“

So und ähnlich sprachen die Redner zur vieltausendköpfigen Menge, welche mit tiefem Ernst und in wahrer Kirchenstille dem Zeugnis über Christus lauschte. Ein ähnlich imposantes Bild zeigte sich im Dom, wo nach der Rede des Pastor Mumm die Versammlung laut das Bekenntnis sprach: „Ich glaube an Jesum Christum usw.“ Ein anderer Redner bezeichnete die Frage, ob Jesus gelebt habe, als das Zeichen einer sich selbst überschlagenden Aritik. Diese Frage aufwerfen, heißt nichts anderes, als wenn man von einem alten Dome, der Jahrhunderte besteht und in dem sich die Menschen jahrhundertlang erbaut haben, auf einmal erklären würde: der Dom steht in der Luft und hat kein Fundament, weil man es von außen nicht sehen kann. Der letzte Redner schloß mit dem Wunsche, daß ein jeder bei der Frage: „Bist du deines Herrn und Heilandes gewiß?“ die Hand aufs Herz legen und bekennen könne: unerschütterlich gewiß!

Wir haben diese erfreuliche Demonstration gläubiger Protestanten gegen den wahnwichtigsten Unglauben hier behandelt, weil sie ein Zeichen ist, daß der auf dem Wege führerloser Bibelkritik bis zur Leugnung der Gottheit und des Lebens Jesu gelangte Protestantismus sich nun endlich selbst zu besinnen scheint u. zu erkennen beginnt, daß man auf falscher Fährte ist, seit man sich von der Lehrerin der Wahrheit, der katholischen Kirche, losgesagt hat. Ein Katholik, der noch als solcher gelten kann, findet das sicherste Zeugnis über Christus in seiner, der katholischen Kirche niedergelegt, die ihn mit ebenso wissenschaftlichen, wie aus der religiösen Offenbarung genommenen Beweisen lehrt, daß Christus lebt und Gottes Sohn ist, wie es schon Petrus bekannte: Du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes.

Aber nur die werden Christus im Glauben festhalten und nur für die hat er wirklich gelebt und gelitten, deren Leben eine stetige Demonstration für Christus ist nach Sankt Pauli Wort: Christus lebt in mir und ich in ihm.

Die imposante Rundgebung für Christus im protestantischen Berlin aber ist eine neuerliche Bestätigung des Satzes den der Jesuitenpater Besch in seiner Christlichen Lebensphilosophie ausgesprochen hat:

„Die Religion ist das tiefste Thema des Menschenherzens und der Weltgeschichte.“

Leichenverbrennung — eine neue Freimaurerhebe.

Vor einigen Tagen ging eine Notiz durch die österr. Presse, welche die voraussichtliche Errichtung eines Krematoriums in Reichenberg anzeigte. Hierbei bemerkte die Wiener Arbeiterzeitung: „So wird also die Frage der Zulassung der fakultativen Feuerbestattung in Oesterreich demnächst zur Entscheidung kommen müssen.“ Wir aber meinen, daß diese Frage bereits entschieden ist, denn im vergangenen Herbst wurde das Ansuchen der Stadt Prag in dieser Sache von allen Instanzen abgewiesen mit der Begründung, daß es in den österreichischen Gesetzen stets „Berdigung“ oder „Bestattung“ der Toten heiße, alle Gesetze daher die Beisetzung in die Erde im Auge haben und nirgends auf die Verbrennung der Leichen Bezug nehmen. Mit dieser, erst vor wenigen Monaten erfolgten Entscheidung geben sich aber die Freunde der Leichenverbrennung nicht zufrieden. Man entfaltet vielmehr in Wort und Schrift eine lebhaftere Agitation für die Leichenverbrennung. Darum wollen wir auch auf diesen Gegenstand etwas näher eingehen.

Vor allem suchen unsere Gegner die Geschichte für die Leichenverbrennung zu gewinnen, indem sie behaupten, die Zerstörung der Leichen durch Feuer sei ursprünglicher Gebrauch gewesen. Aber all die vielen Ausgrabungen, die man heute veranstaltet, haben nicht einen Beweis für die Behauptung erbracht. Überall findet man Gräber, Grabkammern und Höhlen, in denen Tote ihre letzte Ruhestätte gefunden; die älteste Menschheit unterschied zwischen Tier- und Menschenleichen und überließ ersteren ohne weiteres seinem Schicksale, während sie letzteren vor aller Unbill und Verunehrung zu schützen sich bemühte, indem sie ihn in die Erde beteten, oder durch Steine, Höhlen u. a. m. vor Entweihung bewahrten. Nur Kriege und ansteckende Krankheiten gaben öfters Anlaß zur gänzlichen Vertilgung des toten Körpers durch Feuer. Diese ursprünglich ganz allgemein verbreitete Sitte der Leichenbestattung kann die später hier und dort infolge von religiösen Wandlungen oder Gespensterglauben verursachte Praxis der Leichenverbrennung nichts anhaben, weil sie eine religiöse Verirrung war.

Das Christentum heiligte den menschlichen Leib noch mehr und gewährte ihm ein feierliches Begräbnis in ein geweihtes Grab. Erst die blutige Revolutionszeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit ihrem Gottes- u. Menschenhaß durchbrach die durch Tausende geheiligte Sitte des Begräbnisses und feierte im Jahre 1794 die erste Leichenverbrennung auf dem Marsfelde zu Paris und hatte bald ein diesbezügliches Gesetz zugunsten der Leichenverbrennung in Bereitschaft. Doch Napoleon I. stellte nach seinem Frie-

denzschluß mit der Kirche auch die alte kirchliche Ordnung und Behandlung der Toten wieder her.

Auf die blutige Revolution des 18. Jahrhunderts folgte bald die geistige Umwälzung, die ihren Höhepunkt im Materialismus erreichte, in jener Lehre, die keinen Geist, keine Seele anerkennt, sondern nur Stoff und Kraft erblickt und den menschlichen Körper als guten Dünger für den Landbau anpreist. Der Heidelberger Profess. Moleshot schrieb in seinem Buche „Der Kreislauf des Blutes“: „Wenn wir unsere Toten verbrennen könnten, dann würden wir unsere Luft bereichern mit Kohlenäure und Ammoniak, und die Asche, welche die Werkzeuge zu neuen Getreidepflanzen, zu Tieren und Menschen enthält, würde unsere Gärten in fruchtbare Fluren verwandeln.“ Also tatsächlich der Mensch zum Dünger degradiert! Doch diese düngerhafte Weltweisheit würde die Leichenverbrennung nicht genügend populär gemacht haben, wenn sich nicht die internationale Freimaurerei der Idee angenommen hätte. Ein Beschluß der italienischen Freimaurer vom Jahre 1871 verlangt, bei allen Stadtbehörden dahin zu wirken, daß die Beerdigung der Toten durch deren Verbrennung ersetzt werde. Tatsächlich finden wir im Jahre 1876 das erste Krematorium in Mailand. Heute zählt das Deutsche Reich allein bereits 19 Leichenverbrennungsöfen und in Oesterreich haben sich nach Angaben des Vereines der Freunde der Feuerbestattung „Die Flamme“ 72 Stadtgemeinden in grundsätzlichen Beschlüssen für die freigewollte Leichenverbrennung ausgesprochen.

Nun es ist ja richtig, daß die Leichenverbrennung nicht direkt gegen den Glauben verstößt, aber die ganze Leichenverbrennungsbewegung hängt mit der Leugnung des Jenseits zusammen, ist der Ausfluß einer materialistischen Weltanschauung, die im Menschen, wie schon oben erwähnt, nur Stoff und keine unsterbliche Seele erblickt, und darum verbietet die Kirche die Zugehörigkeit zu solchen Vereinen, sowie die Bestimmung, seine eigene oder eine andere Leiche verbrennen zu lassen. Den antikirchlichen Charakter der Feuerbestattung vermögen die schönsten Versicherungen der „Flamme“ nicht abzuschwächen.

Nun will man uns einreden, daß die Friedhöfe so ungesund und sanitätswidrig seien, daß schon das natürliche Wohl der Menschheit deren Beseitigung fordere. — Sonderbar! Man kämpft nicht gegen schlechte Wohnungen, gegen Schnaps und Alkohol, gegen Schmutz- und Schundliteratur, gegen Vorstellung diverser Art, gegen die zahllosen Unzuchtstätten, nur der christliche Friedhof soll unser Volk bedrohen! Wenn z. B. die jüdische „Zeit“ einen diesbezüglichen Artikel mit den Worten schließt: „Im besten Falle kann der Friedhof unschädlich sein; die Feuerbestattung

ist unter allen Umständen unschädlich und beugt jeder Gefahr für die Zukunft vor“, so erscheint uns dieses stolze, sichere Wort sehr einseitig und unwahr; denn dieser Schluß hätte nur dann Bedeutung, wenn es sich um die Verbrennung aller Tier- und Menschenleichen handeln würde. Diese ist aber un-d-u-r-c-h-fü-h-r-b-a-r. Die freigewollte Leichenverbrennung ist völlig wertlos für die Förderung der Hygiene. Nach statistischen Angaben sind im Deutschen Reiche im Jahre 1909 4779 Leichen verbrannt worden. Was bedeutet diese Zahl zu der Menge der jährlichen Toten! Gegen diese Leichenverbrennung gibt es aber auch schwere sanitäre Bedenken. Die großen Kosten der Öfen gestatten nicht überall die Errichtung derselben, es müßten also sehr viele Leichen transportiert werden, womit eine bedeutende gesundheitliche Gefahr verbunden wäre. Bei ansteckenden Krankheiten, in Kriegszeiten versagt die Feuerbestattung gänzlich. Die sanitären Gründe für die Feuerbestattung halten einer objektiven u. sachlichen Kritik durchaus nicht stand und daher müssen wir hinter ihnen andere, tiefer liegende Gründe annehmen und diese sind leicht zu erraten, wenn wir wissen, daß die Freimaurerei die Hauptförderin der Leichenverbrennung ist. Es ist der Haß gegen die christliche Weltanschauung, der selbst vor unserem Tode nicht Halt machen will.

(Wer sich noch eingehender über diese immer weitere Kreise ziehende Freimaurer-Bewegung für die Leichenverbrennung unterrichten will, lese das im Verlage M. Dpik, Warnsdorf, erschienene Schriftchen der Broschürensammlung „Volksaufklärung“ Nr. 24: „Leichenbeerdigung od. Leichenverbrennung?“)

Dr. Lueger — erkrankt.

Die Nachricht von der schweren Erkrankung Dr. Luegers, Wiens großen Bürgermeisters, erregte nicht nur in ganz Oesterreich, sondern auch über dessen Grenzen hinaus tiefe Besorgnis und mitfühlende Anteilnahme. Seine vorzüglichen Charaktereigenschaften, sein scharfblickender Geist im Ausdenken von großzügigen Plänen und seine unerschrockene Tatkraft, dieselben zu verwirklichen, machten ihn zum weltberühmten, vielbewunderten und gefeierten Manne; daher ist es begreiflich, wenn der Geist seiner treuen Anhänger und Verehrer mit bangender Sorge am Krankenbette Luegers weilt und mit fieberhafter Spannung die zeitweilig herausgegebenen Krankenberichte erwartet.

Die Ursache der so schmerzlichen Krankheit Dr. Luegers wird in dem operativen Eingriff des Augenarztes Dr. Topolansky gesucht, der ihm gelegentlich seines Aufenthaltes am Semmering Fibrysol-Einspritzungen am Rücken gab. Diese wohlgemeinte Einspritzung zeitigte aber wider

Erwarten sehr üble Folgen, so daß bereits am 14. Feber eine Operation am Rücken Luegers vorgenommen werden mußte, die eine große Menge Eiter zutage förderte. Schien nach der Operation das Befinden Dr. Luegers befriedigender zu sein, so trat jedoch schon am 16. Feber abends eine derartige Verschlimmerung seines Zustandes ein, daß man für das teure Leben des Volksmannes ernste Besorgnis hegte. Freitag, den 18. Feber, mußte abermals eine Operation vorgenommen werden, die Dr. Lueger mit großer Ergebenheit über sich ergehen ließ. Am Rücken des Schwerkranken wurde ein Längsschnitt von 18 cm und ein Breitschnitt von 7 cm gemacht; dabei wurden tiefliegende Eiterherde in Erbsen- und Haselnußgröße entleert. Das Befinden des Kranken war nach dieser Operation ein sehr ungünstiges, was wohl auch Dr. Lueger selbst fühlte und daher Samstag vormittags nach den hl. Sterbesakramenten verlangte, die ihm sein Freund Geh. Rat Abt Schmoll spendete.

Nach dem Empfange der hl. Kommunion äußerte Dr. Lueger sein Wohlbefinden und sprach sogar die Hoffnung aus, bald wieder genesen zu sein. Aber es kam anders. Dienstag, den 22. Feber, mußte bereits ein dritte Operation an dem Kranken vorgenommen werden. Die Wunde am Rücken hat bereits einen Durchmesser von 25 cm. Eine halbe Stunde lang wurde am Rücken des armen Bürgermeisters herumgeschnitten und nach Eiterherden gesucht; nur seine kräftige Natur konnte das überstehen.

Dr. Luegers Zustand ist hoffnungslos. Groß ist die Bestürzung im Wiener Rathause, wo seine Freunde alle beisammen sind. Auch der Kaiser erkundigt sich täglich mehrmals nach dem Befinden Dr. Lueger; überhaupt zeigt das Kaiserhaus, ganz besonders der Thronfolger, eine sehr rege Anteilnahme, was aus den fortwährenden Erkundigungen nach dem Kranken hervorgeht. Papst Pius ließ gleichfalls mehreremale schon anfragen und sandte dem Schwerkranken seinen Segen.

Eine geradezu rührende Anteilnahme zeigt die Wiener Bevölkerung, die in großen Massen vor dem Rathause stehen und mit angstvollen Mienen der Krankenberichte harren.

Dr. Luegers Befinden ist derzeit hoffnungslos und wer weiß, was die nächsten 24 Stunden schon bringen. Der große Volksmann ist auf den Tod gefaßt, er spricht von ihm ganz kalt und ruhig wie ein Held. Mögen die vielen Gebete, die in den Kirchen und Schulen Wiens und auf Wallfahrten für den christlichen und treu österreichischen Volksführer und Bannerträger Dr. Lueger verrichtet werden, bei Gott, dem Allmächtigen, Erhörung finden und dem christlichen Volke Oesterreichs, wenn es Gottes Wille ist, noch einmal Dr. Lueger erhalten oder doch seine Begleiter zu Gottes Throne sein!

Eine einzige Tochter.

Novelle von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe
van Heemstede.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„O, das hat nichts zu sagen, Papa und Mama Bloemerz werden ihrem Töchterchen bald genug nachziehen. Diesen Flügel dort habe ich daran bauen lassen für den Fall, daß sie sich dazu entschließen würden.“

Am folgenden Morgen langten sie auf dem Schlosse an. Der weiche Frik konnte sich der Tränen nicht enthalten.

„Wie glücklich wäre der gute Papa hier gewesen!“ rief er aus.

Der andere schwieg mit zusammengepreßten Lippen.

„Weißt Du noch, Frik,“ frug er nach einer Weile, „wie wir dort unten uns früher herumbalgten? Sieh? ich habe hier nichts verändert; wo nun das Piano steht, dort stand es auch, als die Mutter noch lebte, und es ist mir, als wenn sie noch daran säße.“

„Dessen erinnere ich mich nicht mehr,“ gab Frik wehmütig zur Antwort. „Und bleibt das große Schloß nun unbewohnt?“

„Das ist für Dich, wenn Du verheiratest sein wirst.“

„Das ist ja Dein Ernst nicht, Adalbert!“

„Warum nicht? Dir falle das adelige Gut anheim, ich bin der Begründer meines eigenen Hauses!“

„Du bist der gute Genius unserer Familie!“ rief Frik begeistert. „Und tut es Dir nicht leid, daß Du Deinem Range Lebewohl gesagt hast? Es klingt doch so vornehm, ein Ba . . . Junker vor seinen Namen zu setzen.“

„Nun, sage es nur voll heraus, „Baron“; es kostet keinen Deut mehr oder weniger.“

Im Laufe des nächsten Morgens, als Frik noch schlief oder doch bei der Toilette war, begab sich der Fabrikant zur Villa Florente. Im Garten saß Cäcilie in einer Laube neben der Mutter, mit einer Handarbeit beschäftigt, und hieß Adalbert mit lieblichem Erröten willkommen.

„Ich habe meinen Bruder mitgebracht,“ sagte er nach den ersten Begrüßungen.

„Und wo ist er nun?“

„Noch unsichtbar!“

„Jetzt noch? Dann ist er ja nicht wie Du.“

„Worin wir uns ähnlich sind, das

wird sich zeigen,“ entgegnete Adalbert lachend; „aber Du weißt ja, Kontraste ziehen sich an.“

„Ich hoffe, daß es wahr ist,“ sagte Cäcilie, schelmisch zu ihm aufblickend.

„Sonst wäre es eine schlimme Geschichte, nicht wahr? Frik hat an Deinem blauen Boudoir wirklich, wie man sagt, sein blaues Wunder gesehen.“

„So hast Du doch Blau gewählt?“

„Ja — hatten wir es denn nicht so besprochen?“

„Ich meinte, daß ich Rosa gewählt hätte.“

„Nein Liebste, Du hast ganz bestimmt Blau gesagt,“ bestätigte die Mutter.“

„Dann habe ich gewiß geträumt,“ lachte das Mädchen.

„Hättest Du denn lieber Rosa, Cilla?“

„O nein, o nein, es ist doch zu spät.“

„Aber ich kann es ja ändern lassen, das ist nicht so schlimm.“

„Nein, das braucht's nicht, das wäre doch zu viel Mühe!“

„Ich will es ändern lassen, es muß ganz nach Deinem Geschmack sein.“

„Ich würde es nicht tun, Doornburg,“ sagte Frau Bloemerz.

„Es wäre schade, und Blau wird sich gewiß hübsch machen.“

„Überlassen Sie es mir, sie muß zufrieden sein.“

„Geht das Zimmerchen auf den Garten, Adalbert?“

„Ja, Cilla.“

„Aber man kann die Vögel gewiß nicht singen hören?“

„Und warum nicht?“

„Weil die Räderwerke ein solches Geräusch machen!“

„Beste Cilla, ich möchte, daß Du mit Deinen Eltern einmal hinüberkämeest; dann könntest Du sehen, wie es in der Fabrik, in unserem Häuschen aussieht.“

Cäcilie schüttelte das schöne Köpfchen.

„Nein, lieber nicht, dann ist die Überraschung um so größer.“

„Die Zeit kommt doch schon rasch genug,“ seufzte die Mutter.

„Ich zähle die Tage. Des Abends, wenn ich nach Hause komme, gehe ich in den Musiksaal und stelle mir vor, als wenn ich ihr Spiel und ihre Stimme schon höre. Ich möchte, daß ich so schön Geige spielen könnte wie Frik, dann könnte ich mit Dir spielen.“

„Warum hast Du es nicht gelernt?“

„Weil es mir an Zeit fehlte.“

„Dir war das Geräusch der Maschinen gewiß lieber?“

„Aber Cilla, was träumst Du denn

heute nur immer von den Maschinen, wie kommt das?“

„Sie war gestern bei Frau Trans in der Mehlfabrik,“ erklärte die Mutter.

„Und da war ein solcher Lärm, daß man einander nicht verstehen konnte. Das stimmte mich ganz traurig.“

„Vergleiche, wenn ich bitten darf, meine Fabrik nicht mit dem armseligen Kram von Trans,“ sagte er, ein wenig stolz.

„Und weißt Du, was Frau Trans noch sagte? Daß sie es bequem habe, denn ihr Mann gebe den Arbeitern ihren Lohn und sehe sich weiter nicht nach ihnen um, aber Herr Doornburg, sagte sie, habe eine Abendschule für die Männer und die Mädchen, gerade wie . . . ich weiß nicht mehr, wie sie ihn nannte — aber die Frau dieses Hauses lehre selbst ihre Kinder nähen und stricken. Das kann ich nicht, Adalbert; ich habe es nie getan, und wenn ich mit diesem gewöhnlichen Volke zusammen komme, so fühle ich mich gleich unwohl. Wenn Du ein paar nett gekleidete Mädchen hast, so will ich es wohl einmal versuchen, aber glaube mir, mein Bester, ich bin selbst dumm.“

„Aber, liebste Cilla, setze Dir doch keine Flausen in den Kopf. Du brauchst nicht zu tun, als das, was Dir gefällt. Du kannst dort gerade so fortleben, wie Du es hier gewohnt warst, und ich werde nichts von Dir verlangen, als daß Du mir von Zeit zu Zeit ein Knöpfchen an den Handschuh setzest oder mir ein Stückchen vorsingst.“

„Und du bist denn doch nicht immer in der Fabrik?“

„Nein, gewiß nicht, verlaß Dich darauf.“

„Ich wollte, daß die Fabrik verkauft wäre, und daß wir uns hier in Doornburg niederließen.“

Adalberts Mienen wurden plötzlich ernst; er schaute sinnend vor sich hin und fragte dann:

„Verlangst Du dies wirklich, Cilla?“

„Nein, das nicht; ich hätte es zwar lieber, aber —“

„Später, Cäcilie, später, aber Papa und Mama werden Dich nicht allein lassen.“

Er sah noch immer verstört aus, bis sie ihn schmeichelnd fragte, ob er nun böse wäre.

„Nein, gewiß nicht, Cilla, aber es tut mir leid, daß ich es Dir nicht recht machen kann.“

„O, Du weißt, Adalbert, daß ich ein verwöhntes Kind bin, und daß Du viel Geduld mit mir haben mußt; aber es

Drittes Kapitel.

ist meine Schuld nicht, nicht wahr, Mama?"

Und sie sah bei dieser kindlichen Frage so liebreizend aus, daß der unangenehme Eindruck bei Adalbert verflog und er lachend das Gespräch fortsetzte.

„Ha, da ist Fritz!"

„Welche Ähnlichkeit mit der Mutter!" war der erste Ausruf der guten Frau Bloemerz. Fritz präsentierte sich von der vorteilhaftesten Seite, ganz in ein neumodisches Pariser Kostüm gekleidet, mit seinem halb natürlich, halb künstlich frisierten Lockenhaupt, der Lorgnette im Auge und der feuerroten Blume, einem Ordensbändchen ähnlich, im Knopfloch. Er machte eine zierliche Verbeugung vor den Damen und musterte besonders seine zukünftige Schwägerin sehr sorgfältig.

Auch Cäcilie sah zu Adalberts großem Wohlgefallen allerliebste aus; ihre frische Morgentoilette harmonierte vollkommen mit ihrem blühenden Aussehen so daß der gegenseitige Eindruck natürlicherweise ein sehr befriedigender war.

Die Brüder brachten diesen Tag und den folgenden recht vergnügt auf der Villa zu, und sie wären gerne noch länger geblieben, doch Adalberts Geschäfte gestatteten es nicht, und so fuhren sie wieder heim.

„Nun, wie gefällt Dir Deine zukünftige Schwägerin?" fragte Adalbert.

„Allerliebste, eine kleine Fee, spielt vortrefflich, aber . . ."

„Aber . . . und was soll dieses „aber"?"

„Keine Frau für Dich!"

„Das sagt jeder, der zu beschränkt ist, um etwas tiefer zu blicken. Was für eine Frau willst Du mir gönnen?"

„Eine, die viel gescheiter ist als Cilla, eine tüchtige Hausfrau, die mit Dir nötigenfalls die Aufsicht über die Fabrik teilen kann."

„Danke schön! Nein, mein Bester, dazu genüge ich selbst vollkommen; ich brauche keine Ratgeberin, die sich schließlich vielleicht als Herrscherin entpuppt, sondern eine Genossin, die, wenn ich müde nach Hause komme, mich durch ihr unbedeutendes, aber fröhliches Geplauder und durch süße Musik erfrischt und erheitert, wenn das Gerassel der Räder und Schwungriemen mich betäubt und verwirrt hat. Ein Kind, für welches ich Sorge trage, aber keine Fürstin, auf deren Wink ich gehorchen muß. Und ist jemand besser dazu geeignet als meine kleine Cilla?"

Nur noch ein paar Monate und der von Adalbert heiß ersehnte Zeitpunkt war da. Der Erwartete kam von einer Reise ins Ausland zurück, und nachdem er in seiner Fabrik das Notwendigste geregelt hatte, schickte er sich an, nach Doornburg zu gehen, um seine letzten Anordnungen zu treffen. Sein Bruder war zuerst in der Residenz gewesen wegen seiner Geschäftsangelegenheiten, wie es hieß; er mußte ein diplomatisches Examen ablegen und zog sich daher auf Doornburg zurück, um dort in der Einsamkeit zu studieren. Natürlich fand er bei seinen „eifrigen" Studien Zeit genug, um Adalberts prächtiges Reitpferd in Bewegung zu halten und der Villa Florente einen Besuch abzustatten. Adalbert hatte ihn von seiner Ankunft in Kenntnis gesetzt und war daher nicht wenig erstaunt, als er ihn auf dem Schlosse nicht antraf.

„Wo ist denn mein Bruder?" fragte er Martha.

Der Herr Baron ist gestern abend abgereist, ohne zu sagen, wohin."

„Der Herr Baron?"

„Nun ja! Ich hätte große Lust, ihn wie früher „Fritz" zu nennen, aber es heißt hier immer „Baron" vorne und „Baron" hinten!"

Adalbert lachte.

„Und hat er meinen Brief erhalten?"

„Das kann ich nicht sagen."

„Welch sonderbarer Einfall! Nun, Martha, ich gehe jetzt einmal zur Villa. Ist Fräulein Cäcilie wohl?"

„Soviel ich weiß, ja," gab sie kurz zur Antwort.

Adalbert ging seines Weges und vergaß, je näher er der Villa kam, allmählich seinen Bruder gänzlich. Es war ein schöner Märzmittag; die Sonne schien hell und es war fast warm.

Fröhlichen Herzens zog er die Klingel, grüßte die Magd wie eine alte Bekannte und klopfte ohne weiteres an eine Türe, die zum Wohnzimmer Einlaß gab.

„Herein!" antwortete eine Stimme, die wohl seiner Cilla angehörte, aber doch einigermaßen fremd klang.

Er trat ein. Sie saß mit einem Buche in der Hand am offenen Herd, auf dem ein kleines Holzfeuer brannte, und als sie die Augen auf ihn richtete, bemerkte er sofort, daß sie von Tränen gerötet waren.

„Was fehlt Dir, meine Liebe?" fragte er erschrocken.

„Nichts, Adalbert, ich hatte Dich nicht erwartet."

„Warum weinst Du denn?"

„O, das Buch ist rührend!"

„Laß mich mal sehen, was es ist."

„Nein, nein!"

Und sie versteckte rasch einen Brief.

„Ist es wirklich nichts anderes, Cilla?"

„Glaubst Du mir denn nicht mehr? Habe ich denn je die Unwahrheit gesagt?" rief sie, in lautes Weinen ausbrechend.

„Aber, Cilla, was ist denn passiert?"

„Nichts!" schluchzte sie, „nichts!"

„Es ist gewiß etwas Schlimmes. Ist meinem Bruder ein Unglück zugestoßen?"

„Nein, ich weiß es nicht."

„Aber, was gibt's denn?"

„Du glaubst mir nicht mehr!" und sie barg frampfhaft schluchzend ihr Gesichtchen in das Sofakissen.

Adalberts Stirne umwölkte sich.

„Cilla!" sagte er kühl, „Du weißt, daß ich keine Szenen leiden kann. Sage mir, was Dir fehlt."

Sie richtete den Kopf empor und sah ihn mit ihrem verweinten Gesichtchen an.

„So hast Du noch nie zu mir gesprochen, Adalbert."

„Du bist auch noch nie so gewesen. Sag mir rasch, was Du hast, oder ich verliere die Geduld."

„Ich bin keine Frau für Dich!"

„Wer hat Dir das gesagt? Fritz?"

In diesem Augenblick trat die Mutter ein.

„Frau Schwiegermutter," sagte Adalbert erregt, „was soll diese Komödie vorstellen. Ich finde Cäcilie in fast verzweiflungsvoller Traurigkeit, und als ich sie fragte, was ihr fehlt, sagt sie, daß sie keine Frau für mich ist!"

Die Mutter sah ebenso trübselig aus als ihr Töchterlein. Sie näherte sich Cäcilien und sagte schmeichelnd:

„Rege Dich nicht auf, mein Liebling. Ruhe nur ein wenig aus, ich werde die Sache schon in Ordnung bringen," setzte sie flüsternd hinzu.

Das Mädchen entfernte sich schluchzend.

„Nun, Frau Bloemerz, fragte er fast gebieterisch.

„O Adalbert, wir konnten nichts dafür, und Cilla eigentlich auch nicht. Wir durften Deinem Bruder unser Haus nicht verbieten, und Cilla ist so einsam erzogen worden, ohne je mit einem andern jungen Mann zusammenzukommen als mit Dir, den sie immer als den ihr bestimmten Bräutigam ansehen mußte. Und als sie nun täglich mit

Frederik zusammen war, der so herrlich Violine spielen konnte, begann sie Vergleichliche anzustellen, und fand Dich wohl für ein wenig ernst und zu alt und . . .

„Nun, und was noch weiter?“

„Und gestern erhielt Frederik in unserm Hause die Nachricht von Deinem Kommen, ward totenblaß und ist abgereist mit Hinterlassung eines Briefchens, worin er schreibt, daß er nicht eher zurückkäme, als bis Cäcilie Deine Frau wäre. Das ist doch sehr schön von ihm.“

(Fortsetzung folgt.)

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

(Vom 1. bis 15. März.)

1. Dienstag: Albin, Bischof († 549); Suidbert, Bisch. († 714); Eudoxia, Mart. († 114). Sonnenaufgang 6 Uhr 47 Min., Untergang 5 Uhr 39 Min., Tageslänge 10 Stunden 52 Minuten. —

2. Mittwoch. Simplizius, Papst († 483); sel. Agnes v. Böhmen, Prinzessin († 1282). — 3. Donnerstag. Kunigunde, Kais. († 1049). —

4. Freitag. Kasimir, Prinz († 1383); Luzius, Papst und Mart. († 253). ☾ Letztes Viertel um 8 Uhr 50 Min. vorm. — 5. Samstag. Friedrich, Abt († 1175); Toleta, Weib († 147).

6. **Vierter Fasten-Sonntag.** Evangelium (Johannes 6, 1—15): Jesus speist mit 5 Gerstebrot und 2 Fischen wunderbar 5000 Menschen. Nachdem alle gesättigt waren, wurden noch 12 Körbe voll übrig gebliebener Stücke gesammelt. — Fridolin, Abt († 540); Thietmar, Bisch († 206); Chrodegang, Bisch. († 766).

7. Montag. Thomas v. Aquin, Kirchenlehrer († 1274); Felizitas u. Perpetua, Mart. († 231).

8. Dienstag. Johann v. Gott, Ordensstifter († 1540). — 9. Mittwoch. Franziska v. Rom, Witwe († 1440); Gregor v. Nyssa, Kirchenlehrer († 400). — 10. Donnerstag. 40 heil. Mart. († 320); Attalas, Abt († 636). 11. Freitag. Gumbert, Mönch († 780). ☽ Neumond um 1 Uhr 10 Min. nachm. Sonnenaufgang um 6 Uhr 26 Min., Sonnenuntergang um 5 Uhr 56 Min.; Tageslänge 11 Std. 31 Min. — 12. Samstag. Gregor d. Gr., Papst und Kirchenlehrer († 604).

13. **Passions-Sonntag.** Evangelium (Johannes 8, 46—59): Jesus fragt seine Feinde, wer aus ihnen ihn einer Sünde zeihen könne und erklärt: Wer aus Gott ist, der hört Gottes Wort und wer meine Worte bewahrt, wird den Tod nicht schauen in Ewigkeit. Auf Jesu Worte: Ehe Abraham war, bin ich, wollen ihn die Juden steinigen, Jesus aber verbarg sich. — Euphrasia, Jungfr. († 400); Rosina, Jungfr.

14. Montag. Mathilde, Königin († 968); Eutyches, Mart. († 741). 15. Dienstag. Longin, Mart. († 1. Jahrhdt.)

13. März.

Die hl. Euphrasia, Jungfrau († 410).

Ein Beispiel der Demut und frommen Bußweilers durch Fasten und Entsaugung ist die hl Euphrasia, die eine Tochter eines kaiserlichen Rates in Konstantinopel und eine Verwandte des römischen Kaisers Theodosius d. Gr. war. Euphrasias Mutter zog sich nach dem Tode ihres Gemahls aus dem geräuschvollen Hofleben in die Nähe eines stillen Klosters in Ägypten zurück, wo sie und ihre Tochter Euphrasia

ein gottesfürchtiges Leben führten. Euphrasia lernte die Lieblichkeit des Klosterlebens kennen, und die Genüsse und Reichtümer der Welt verachten. Sie entschloß sich, selbst im Kloster Gott zu weihen. Schweren Herzens gab ihre Mutter die Zustimmung, zumal Kaiser Theodosius ihr die Ehe eines Senators angeboten hatte. Sie gab aber ihren Entschluß, als Jungfrau nur Christi anzugehören, in so rührender Weise kund, daß der Kaiser und seine Räte, als er ihren Brief vorlas, zu Tränen gerührt wurden. Euphrasia schrieb: „Ich habe mir einen unsterblichen Bräutigam erwählt und mich ihm ganz geopfert. Demselben will und kann ich keinen solchen vorziehen, der sterblich ist und heute noch sterben kann. Meine demütigste Bitte ist, daß Eure Majestät alle mir zugefallenen Güter den Armen, den Waisen und Gotteshäusern zukommen lassen, den Sklaven unserer Familie die Freiheit schenken und alle ihre Diener reichlich belohnen, den Schuldnern aber ihre Schulden nachlassen wollen, damit ich desto ruhiger meinem Gotte dienen möge.“

Euphrasia blieb im Kloster und lebte sehr streng, aß nur einmal im Tage und zwar erst abends und verrichtete gern die geringsten Dienste im Hause. Einmal soll ihr die Vorsteherin des Klosters, um sie zu heroischer Tugend anzuleiten, den Auftrag gegeben haben, einen Haufen Steine an einen anderen Fleck zu tragen. Als sie fertig war, sprach die Oberin: „Die Steine liegen doch nicht am rechten Platze, geh' und trage sie zurück an den alten Ort.“ Euphrasia gehorchte mit gleicher Demut und trug die Steine schweißtriefend wieder zurück. Und so geschah es dreißig Tage mit derselben Bereitwilligkeit und Geduld. So verlebte Euphrasia 25 Jahre im Kloster, betend, fastend und Gehorsam ühend. Trotzdem seufzte sie demütig vor ihrem Tode: „Noch bin ich ein Baum ohne Früchten.“ Euphrasia starb im Jahre 410 und hat durch ihr heiligmäßiges Leben viel besser für Ruhm bei Gott und den Menschen gesorgt, so daß sie noch heute, nach 1500 Jahren, in Ehren genannt wird, während viele Standes- und Zeitgenossinnen, die den Glanz des Kaiserhofes geliebt, aber mit diesem Glanze auch verschwunden sind und im Grabe der Vergessenheit ruhen. Wahrlich, die sich selbst erhöhen, werden erniedrigt werden, und die sich selbst erniedrigen, werden erhöht werden.

Rechtskunde.

Das neue Handlungsgehilfengesetz.

Mit 1. Juli 1910 tritt ein neues Handlungsgehilfengesetz in Kraft. Die Bestimmungen dieses Gesetzes gelten für das Dienstverhältnis von Personen, die im Geschäftsbetriebe eines Kaufmannes vorwiegend zur Leistung kaufmännischer Dienste (Handlungsgehilfen) oder höherer, nicht kaufmännischer Dienste angestellt sind. Bei einem Kaufmann an-

gestellte Personen, die nur a u s n a h m s -weise zu kaufmännischen Diensten verwendet werden, sowie diejenigen Personen, die vorwiegend untergeordnete Verrichtungen leisten, sind nicht als Handlungsgehilfen anzusehen.

Auch für Angestellte bei nachstehenden Unternehmungen gilt das Gesetz.

1. Unternehmungen jeder Art, auf welche die Gewerbeordnung Anwendung findet;

2. in Kreditanstalten, Sparkassen, Vorschußkassen, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, Versch-, Versorgungs- und Rentenanstalten, Krankenkassen, registrierten Hilfskassen, Versicherungsanstalten jeder Art, gleichviel ob sie private Versicherungsgeschäfte betreiben oder den Zwecken der öffentlichen Versicherung dienen, sowie in Verbänden der genannten Anstalten;

3. in der Schriftleitung, Verwaltung oder dem Verschleiß einer Zeitung;

4. bei Handelsmaklern, behördlich autorisierten Privattechnikern, Patentanwälten, Privatgeschäftsvermittlungen und Musikfanzleien;

5. in f. f. Tabaktrafiken und Lottokollekturen.

Auf Unternehmungen des Staates, der Gemeinde usw. bezieht sich das Gesetz nicht. Ferner finden die Bestimmungen dieses Gesetzes keine Anwendung auf Lehrlinge im Sinne der Gewerbeordnung, ferner auf Bedienstete der Seeschifffahrt und der Eisenbahnen, auf Bedienstete in land- und forstwirtschaftlichen Betrieben, sofern letztere nicht Handlungsgehilfen sind, sowie auf Personen, für welche die Bestimmungen des allgemeinen Berggesetzes gelten.

(Fortsetzung folgt.)

Schadloshaltung wegen Ehrenbeleidigung.

Der § 1330 des bürgerlichen Gesetzbuches sagt: „Wenn jemandem durch Ehrenbeleidigungen ein wirklicher Schaden oder Entgang des Gewinnes verursacht worden ist, so ist er berechtigt, Schadloshaltung oder volle Genugtuung zu fordern.“ Man muß daher nachweisen, daß wirklich durch eine Ehrenbeleidigung ein materieller Schaden, der sich in Geldeswert ausdrücken läßt, entstanden ist.

Der Schwiegersohn nicht erberechtigt.

Wenn die Tochter und deren Kinder schon vor dem Tode des erblassenden Elternteiles (des Vaters oder der Mutter) gestorben sind, so kann der Schwiegersohn keinerlei Erbansprüche an die Verlassenschaft der Schwiegereltern erheben, es sei denn, daß er aufgrund eines Testamentes, eines Kontraktes, oder wegen noch rückständigen Heiratsgutes noch irgendwelche Forderungen an die Verlassenschaft der Schwiegereltern hätte. Erbberechtigt sind nur Kinder und deren Nachkommen und in Ermangelung solcher, die Eltern bzw. Großeltern usw. des Erblassers und deren Nachkommen.

Demutsvoll.

Erzherzog Johann von Oesterreich erwarb im Jahre 1822 das zweite Radwerk zu Bodernberg in Steiermark und ließ auf der Spitze des Berges ein großes Kreuzbild aufstellen; und zwar am 27. Mai 1823, am 3. Juni geschah die feierliche Einweihung. Das in dem kaiserlichen Gufwerke b. Maria-Zell hohlgegossene, 10 Zentner schwere Bild des Heilandes, erhebt sich mit dem Kreuze 24 Fuß über der Felskuppe des Erzbergs. Unter dem Bilde steht folgende Inschrift: „Im Jahre, als man zählte 1823, am 27. Mai, unter der Regierung Sr. Majestät des Kaisers Franz I., meines Kaisers, Herrn und Bruders, habe ich, Johann von Oesterreich und Radmeister in Bodernberg, dieses Kreuz auf dem höchsten Regel des Erzgebirges errichtet, in dem besten Glauben, nichts könne in der Welt ohne den Schutz des Allmächtigen gedeihen; in dem festen Vertrauen, er werde in seiner Barmherzigkeit unsern Erzberg segnen, welcher unsere Steiermark belebt; zum Troste für alle, welche den Erzberg besuchen und daselbst arbeiten, damit der Anblick des Erlösers sie an seine unendliche Güte gegen uns erinnere und an die Allmacht und Güte Gottes, und sie in allem und jedem ihres Lebens aufmuntere, treu und kindlich ihr Herz zu ihm zu halten, damit sie weiters beten für unsern Herrn und Kaiser, für unser liebes Vaterland und den fortdauernden Bergseggen, damit endlich unsere Nachkommen wissen, daß das wahre Licht und die Quelle jedes Glückes nur in der gänzlichen Hingabe an Gott zu finden sei.“ — In dem Einladungsbrief an den Vater Egid Scherer, Priester des Stiftes Admont und Pfarrer zu St. Michael, zum Abhalten der Festpredigt, schrieb der Erzherzog unter anderem auch die wahrhaft rührenden Worte: „Und nun, Hochwürden, noch eine Bitte, wenn Sie sich diesem unterziehen wollen: nämlich meiner in Ihrer Rede höchstens mit einem trockenen Worte zu gedenken, und was mich betrifft, nichts zu sagen. Denn da, wo ernste Worte über Gott den Herrn gesprochen werden, kann seines Anechtes keiner Erwägung geschehen. Sie wissen besser als ich: „Vor Gott sind wir alle gleich! Er, der Herr wiegt und rechnet nach dem Herzen ab — und so oft ich einen Bettler begegne, denke ich immer: „Vielleicht bin ich nicht wert vor Gott, diesem zum Fußschemel zu dienen!“ Es kann mir daher kein schlechterer Dienst geschehen, als wenn man bei solchen Gelegenheiten über mich spricht!“

Nicht ohne Gott.

Den deutschen Philosophen Arthur Schopenhauer suchte eine schwere Krankheit heim und als er auf dem schmerzlichen Lager lag, rief er wiederholt „o Gott, mein Gott!“ Sein Arzt, ein christlich gesinnter Mann, welcher seinen Unglauben kannte, fragte ihn: „Gibt es denn für Sie und Ihre Philosophie noch

einen Gott?“ Schopenhauer gab zur Antwort: „Ohne Gott kommt man in solchen Schmerzen nicht durch: ich sehe schon, meine Philosophie reicht in den Leiden nicht aus; aber es soll damit anders werden, wenn ich wieder gesund bin.“ Wider Erwarten besserte sich sein Zustand, aber Schopenhauer blieb der alte Ungläubige. Der Arzt erinnerte ihn an sein früheres Wort. Da geriet aber der Philosoph, wie von einer Tarantel gestochen, in eine Art Wut und schrie: „Bleiben Sie mir mit solchen Schreckbildern vom Leibe, solche Mafanzereien sind für Kinder gut, ein Philosoph braucht keinen Christus!“ Noch an demselben Tage war der unglückliche Mann eine Leiche. Er starb im Jahre 1860 zu Frankfurt am Main.

Gott läßt seiner nicht spotten.

Eine alte Zeitschrift aus dem Jahre 1850 brachte einen Bericht über einen Vorfall, der manchen zur Warnung dient. Es heißt dort: „Während der jüngsten Karnevalstage, so wird aus glaubwürdiger Quelle erzählt, machten sich in Elberfeld ein paar junge Leute den Spaß, einen katholischen Geistlichen mit seinem Küster darzustellen, weshalb der eine eine Art Talar anzog, der andere ein Gefäß mit Wasser zur Hand nahm, wobei der Weihwedel nicht fehlte. In diesem Aufzuge traten beide in ein besuchtes Wirtshaus und der Afterspaster begann, gefolgt von seinem Quasiküster, die Gäste mit Wasser zu besprengen. Man ließ sich das frivole Spiel eine Weile gefallen, bis der Sprenger das Bedürfnis fühlte, an die frische Luft zu gehen. Mit spöttischen Komplimenten begleitete ihn sein Küster, wobei er nicht unterließ, höchst devot seinem Herrn vorm Fallen zu verwarnen. Ein paar Schritte, und der Afterspaster lag am Boden. Man lachte, aber er blieb liegen. Man hob ihn auf — die Augen waren starr, er war sprachlos und einem Toten ähnlich. Der Spaß verwandelte sich in furchtbaren Ernst. Acht Tage blieb der Unglückliche in dieser Art Erstarrung, dann starb er. In Elberfeld brach mittlerweile die Cholera aus, sie beschränkte sich indes auf zwei Straßen. Weit davon wohnt der Quasiküster. Er wird mitten unter den Gesunden von der schrecklichen Krankheit befallen und ist in wenigen Tagen eine Leiche. Das alles trug sich binnen vierzehn Tagen zu. Etliche Leute sprechen von Zufall, wir sagen: „Gott läßt seiner (dazu gehört auch sein Dienst) nicht spotten.“

U dieser Aberglaube.

Eine traurige Geschichte vom Aberglauben wurde der „B. Morgenzeitung“ erzählt. In einer Berliner Bürgerfamilie feierte die jüngste Tochter des Hauses ihren siebteenthnten Geburtstag; sie hatte zu diesem Zweck eine Gesellschaft junger Freundinnen zum Kaffee geladen, und alle gaben sich der fröhlichsten Stimmung hin,

als eine der Damen plötzlich rief: „Ach wie schrecklich — wir sind dreizehn.“ Trotz dem man aufgeklärt darüber zu lachen versuchte, machte schließlich die Entdeckerin der ominösen „13“ den Vorschlag: „Wir wollen würfeln, und wer den niedrigsten Wurf tut, soll die Gesellschaft verlassen.“ Trotz der Einsprache des Geburtstagskinds begann das Würfeln und bereits hatte eines der Mädchen, weil es nur auf zwei geworfen hatte, sich mit stiller Entschlossenheit erhoben, als auch die Dreizehnzählerin zwei warf. Beim Ausstechen verlor sie und machte sich zum Gehen fertig. Das allgemeine Bedauern lehnte sie mit den Worten ab, es sei besser, um einen Geburtstagskuchen zu kommen, als um das liebe Leben. Alle Aufforderungen, dem Aberglauben doch Trotz zu bieten, lehnte sie ab, und nach herzlichem Abschiede enteilte sie mit dem Versprechen, morgen zur Nachfeier sich am Kuchen schadlos halten zu wollen. Sie kam eher zurück, als gedacht. Kaum fünf Minuten später wurde die kleine Gesellschaft durch heftiges Lärmen gestört, zwei Herren, die zufällig den Hausflur betreten hatten, brachten das junge Mädchen dahin zurück, von wo sie es hatten eben herkommen sehen. Die Unglückliche war an der obersten Stufe der Treppe ausgeglitten und so unglücklich hinabgestürzt, daß sie schon nach wenigen Minuten eine Leiche war. Wäre sie im Freundeskreise geblieben und hätte dem Aberglauben getrotzt — wer weiß, ob dies Unglück sich ereignet hätte.

Verpottung der hl. Messe und Gottesgericht.

Der „Bourgogne“ bringt über die Feier des St. Vinzenz-Festes (22. Jan.) durch die Freidenker (Monne) nachstehende Einzelheiten, die wieder die Hand Gottes offenbart haben. Die Freidenker genannten Dorfes hielten es für geistreich, am offenen Plage des Ortes mit einer Flasche weißen Weines und Brot die hl. Messe zu parodieren (verpotten). Am Abend sollte ein Ball das Fest (der Freidenker) beenden. Am Augenblicke, als der Tanz begann, fiel ein Freidenker zusammen. Die andern hatten allerdings nicht mehr viel Freude am Tanze, aber sie wollten ihre Verlegenheit nicht sehen lassen. Eine Zeit darnach fällt ein anderer Unglücklicher durch das Fenster u. bricht sich das Genick. Eine Rettung ist unmöglich. Einen Augenblick nachher bricht sich der Sohn des Festveranstalters den Fuß. Diese (sogenannten) Zufälle haben im Dorfe eine begreifliche Erregung hervorgebracht und die Freidenker haben kleinlaut auf den Schluß des Festes, wie sie sich ihn vorgenommen hatten, den Frühgottesdienst in der Kirche zu stören, verzichtet.

Wer hat den Weg durchs Meer gefunden,
Der nie mit Sturm und Wogen stritt?
Mir ist ein Herz mit seinen Wunden
Mehr wert, als eins, das niemals litt.

An der Riviera.

Wie ein Lied von tiefergreifender Melodie erfasst es das Menschenherz, wenn es von der Pracht und dem Märchenzauber der Riviera, dem Paradies des Südens, erzählen hört. Wer je einmal die Reize der Natur, die auf dieses kleine Fleckchen Erde wie zusammengetragen erscheinen, gesehen, wer ihren Zauber empfunden, der vergißt nimmermehr der Tage, an welchen er, durch die wundervollen Eindrücke gebannt, die Schönheit zum erstenmal bewundert hat. Aus allen Erdteilen eilen jährlich Tausende und Abertausende an diese berühmte Stätte, um sich an den Wundern der Natur zu erfreuen und bei

ben sind und sich so zum angenehmsten Aufenthalt gestalten.

Auf unserem Bilde ist das Theater von Monte Carlo, ein Meisterwerk des französischen Architekten Charles Garniers, dargestellt. Dieses Theater ist wohl eines der bedeutendsten von ganz Europa nicht nur wegen der Kunstgenüsse durch die berühmtesten Bühnenkünstler, die da auftreten, sondern auch wegen der märchenhaft architektonischen Pracht. Der Zuschauerraum hat nur Orchester- und Amphitheater-Fauteuils — ein Bild des feinsten Komforts.

Zu viel für die Pfeife!

Es dürfte hier eine passende Stelle sein

Argernis war. Als meine Brüder und Schwestern den Handel erfuhren, den ich geschlossen hatte, belehrten sie mich, daß ich das Vierfache des Wertes für meine Pfeife gegeben habe, hielten mir vor, wie viele gute Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und lachten mich meiner Torheit wegen so lange aus, bis ich vor Ärger weinte, und die Freude an der Pfeife durch den Kummer der Reue ganz verdrängt war. Später jedoch ist mir der Vorfall sehr nützlich geworden, weil er einen bleibenden Eindruck in meiner Seele hinterließ, so daß ich oft, wenn ich mich versucht fühlte, etwas Unnötiges zu kaufen, zu mir sagte: „gib nicht zu viel für die Pfeife“, und mein Geld behielt.

Als ich heranwuchs, in die Welt kam und die Handlungen der Menschen beobachtete, glaubte ich viele zu sehen, „die zu viel für die Pfeife gaben.“

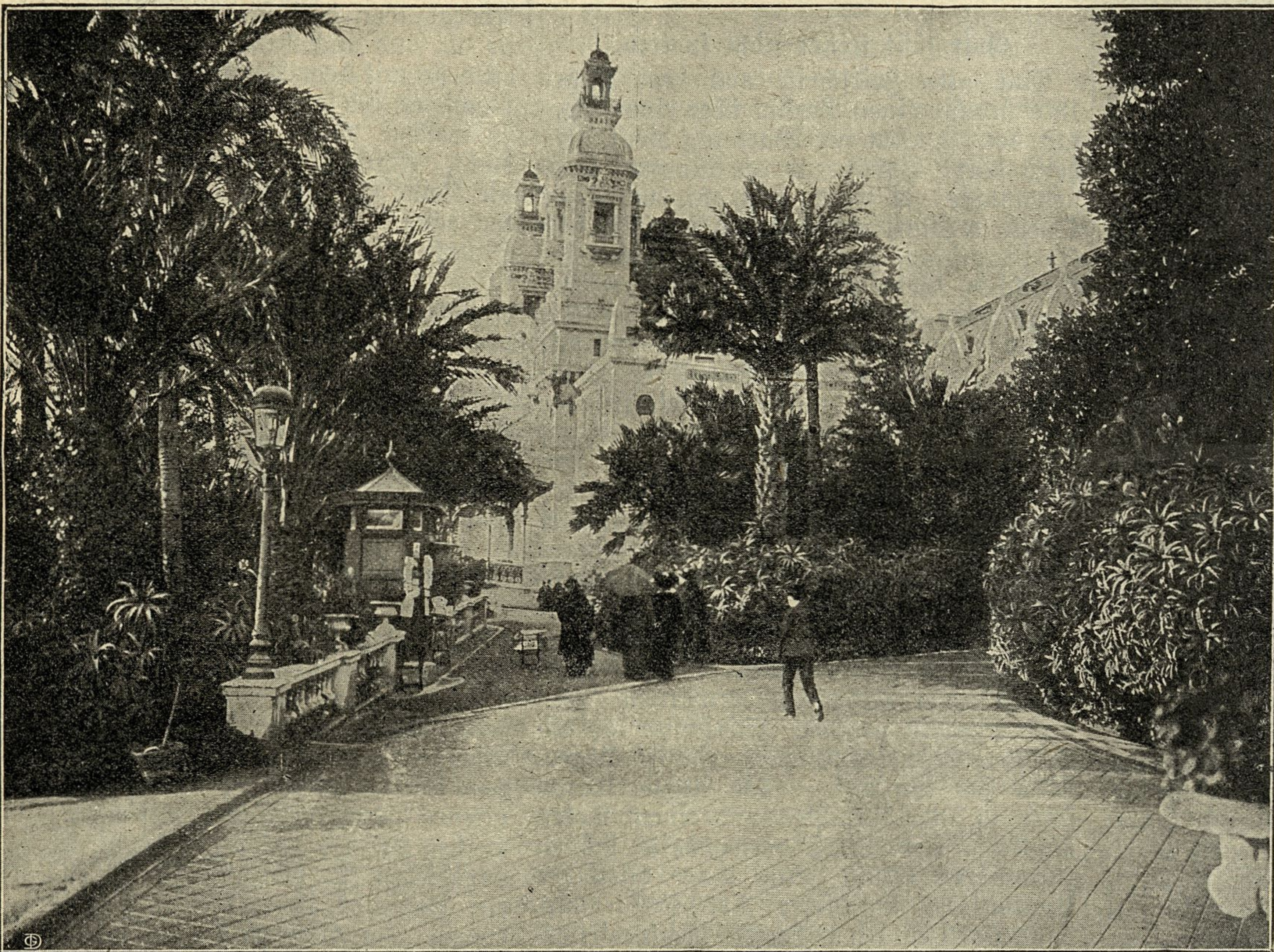
Wenn ich einen Menschen sah, der zu sehr nach Menschengunst trachtete, und, um diese zu erlangen, seine Zeit in den Vorzimmern der Großen vergeudete, und seine Ruhe, Freiheit, vielleicht auch seine Freunde verlor, sagte ich zu mir selbst: „Der Mann gibt zu viel für seine Pfeife.“

Wenn ich sah, wie ein anderer nach Berühmtheit strebte, sich deshalb ohne jeden Beruf und ohne Dringlichkeit fortwährend in die politischen Händel mischte, seine eigenen Angelegenheiten darüber vernachlässigte und sich so zu Grunde richtete, sagte ich: „Er zahlt wahrlich zu viel für seine Pfeife.“

Wenn ich einen Geizhals traf, der jeder Lebensfreude, jede nützliche Erwerbung, jede Gelegenheit anderen Gutes zu tun, versäumte und alle Achtung seiner Mitbürger und das beseligende Gefühl werktätiger Nächstenliebe aufgab — um tote Schätze zu sammeln, sprach ich: „Armer Mann, du gibst zu viel für deine Pfeife.“

Wenn mir ein Wüstling begegnete, der jeden Aufschwung seines Geistes, jede Schonung seines Vermögens dem bloßen Sinnenreiz opferte und, um diesen zu befriedigen, Gesundheit und Leben zerstörte, sagte ich: „Du verirrter Mensch, du bereitest dir Qualen, anstatt Freuden, — du gibst zu viel für deine Pfeife.“

Wenn ich jemanden sehe, der den äußeren Schein liebt und für schöne Kleider,



Das Theater in Monte Carlo.

dem gesunden Klima den kranken Körper zu erquicken. Im „Lande der Sonne“ ist alles vereinigt, um selbst den Verwöhntesten zu befriedigen. Wenn in deutschen Landen der strenge Winter mit all seiner Härte alles noch im Banne hält und die Menschen zu dem warmen Ofen in die dumpfen Stuben treibt, genießt man an der Riviera ewigen Frühling, erfreut sich an dem herrlichsten Blumenflor, ergötzt sich an dem milden sonnigen Klima und ist entzückt beim Anblick des azurblauen Meeres, in dem sich der vielbesungene italienische Himmel spiegelt. Die Wohnungen der Menschen, die Hotels und Fremdenhäuser gleichen den reichsten Palästen, die von einem reizenden Park oder unvergleichlich schönen Gartenanlagen umge-

anzuführen, was Benjamin Franklin, der es vom einfachen Schriftsetzer bis zum Präsidenten von Pennsylvania (Nordamerika) brachte, über das oft überflüssige Geldausgeben sagt. Er schreibt unter anderem: . . . Als ich ein Kind von 7 Jahren war, füllten mir an einem Festtage meine Freunde die Taschen mit Kupfergeld. Bei der ersten nächsten Gelegenheit eilte ich damit in einen Laden, wo Spielzeug feilgeboten ward, und, entzückt von dem Schalle einer Hirtenpfeife, die ich in den Händen eines anderen Knaben sah, gab ich meinen ganzen Reichtum zur Erwerbung einer solchen Pfeife hin. Darauf kehrte ich zurück und ging pfeifend durch das ganze Haus, sehr erfreut über meinen Besitz, der aber der ganzen Familie ein

schöne Wohnung, schöne Mobilien, schöne Wagen und Pferde über sein Vermögen ausgibt, deshalb Schulden macht und seine Laufbahn in Spott und Schande endet, spreche ich: „Ach! der hat seine Pfeife teuer, sehr teuer bezahlt.“

Wenn ich sehe, daß ein schönes, sanftmütiges Mädchen ihre Hand einem reichen, aber bösen, rohen Manne gibt, denke ich: „Wie schade, daß sie so viel für eine Pfeife gibt.“

Kurz, ich gewahre, daß die Menschen einen großen Teil ihres Unglücks und Elends sich selbst bereiten, weil sie den Wert der Dinge irrig schätzen und „zu viel für ihre Pfeifen geben.“

Böses Beispiel.

Von der Weisheit hohem Stuhle
Eine Weile schied der Meister
Und im Nu durchtobt die Schule
Buntes Treiben loser Geister.

Auf des Lehrers Sitze thronet
Nun der frechste aller Rangen;
Weder Brill' noch Doß' er schonet;
Auch die andern darnach langen.

Und mit mürrischer Gebärde
Wirft ein andrer alle Schätze
Alter Weisheit auf die Erde,
Ihm ist all's nur leer' Geschwätze.

Fester Ordnung heil'ge Schranken
Böses Beispiel leicht durchbricht;
Junge Tugend kommt zum Wanken,
Tut das Alter nicht die Pflicht.

G. R.

Frauenschönheit vor Gericht.

In London befanden sich einst mehrere Kavaliere im Fremdenklub, und das Gesprächsthema bildete die Frauenschönheit. Einer der Anwesenden, Sir Arthur M'Camur, stellte die Behauptung auf, daß es keine Lage des Lebens gebe, in welcher eine schöne Frau nicht den zweifachen Erfolg erreiche, als eine minder schöne. Von der Bühne angefangen, auf welcher die schöne Künstlerin halb gewonnenes Spiel hat, bis zur Bettlerin herab, bewähre sich seine Ansicht. Ein Streit entspann sich und der Oberst Patrie schlug zuletzt Sir A. M'Camur eine Wette vor, die in folgender Weise ausgetragen ward: Man wählte ein wunderbar schönes Zimmermädchen des Klubs und zugleich eine häßliche Aufseherin, versorgte beide mit ganz gleichen, abgetragenen Kleidern und hieß sie, einen Nachmittag hindurch auf belebten Plätzen betteln und um neun Uhr wieder im Klub eintreffen. Die Herren vertrieben sich die Wartezeit am Spieltisch, allein die Morgensonne fand sie noch, die Karten in der Hand, und keine der beiden Bettlerinnen war zurückgekommen. Der Grund lag darin, weil beide sich bei dem neuen Handwerk so ungeschickt benommen hatten, daß sie verhaftet und zur Polizei gebracht wur-

den. Die beiden als Zeugen vorgeladenen Herren berichteten dem Richter getreulich die ganze Sache und dieser fragte die „Bettlerinnen“, weshalb sie sich zu dem Versuche hergegeben haben. Die Antwort lautete: „Weil uns die Herren jeder drei Pfund Sterling versprochen.“ Der Richter sagte: „Ich bin nicht hier, um die Gründe genau zu erwägen, die jemanden bestimmen, gegen ein Gesetz zu handeln. Das, was Sie mir angeben, ist jedoch weit weniger ein Milderungsgrund, als wenn jemand durch Not und Elend gezwungen wird, dem Verbote entgegen, auf der Straße zu betteln. Ich verurteile

sich aufzufrischen. Er erzählt ein Vorkommnis aus seiner Studienzeit. Ich war eines Tages von D. aus nach der Universitätsstadt gegangen, um mir zu Zwecken des Examens noch einige Bücher zu holen, hatte in der Stadt verschiedene Freunde besucht, dies und das besorgt, und darüber vergaß ich, als ich gegen Abend den Rückweg antrat, gänzlich die gewöhnliche Vorsichtsmaßregel. — Es war Winter. Der Weg lag ziemlich hoch mit Schnee bedeckt und das Gehen auf demselben war ungemein beschwerlich. So wurden mir die Bücher, die ich bei mir trug, bald genug zur Last; und ich hatte noch nicht die



Böses Beispiel.

Sie beide zu je acht Tagen Gefängnis. Vielleicht ist es den Herren Zeugen angenehm, hier im Gerichtssaale die Stätte kennen zu lernen, an der die Schönheit keinen Wert hat und nicht den mindesten Einfluß auf den Ausspruch des Richters ausübt, denn die Gerechtigkeit ist, wie Sie wissen, blind!“

Den Namen nennt er nicht.

Der Pfarrer zu N. hatte als Student eine krankhafte Anlage zum Heißhunger. Er durfte keine längere Fußtour unternehmen, wenn er nicht etwas Brot bei sich hatte, um bei eintretender Erschöpfung

hälfte des Weges hinter mir, so brach mir der Angstschweiß aus allen Gliedern, und ich fühlte an Zunge u. Gaumen die Trockenheit, die ich nur zu gut als Symptome des nahenden Heißhungers kannte. Ich suchte in allen Taschen und bemerkte zu meinem Schrecken, daß ich nichts bei mir hatte, um der Gefahr vorzubeugen. Ein Wirtshaus gab es auf dem ganzen Wege nicht. Ich ging langsamer, aber mit jedem Schritte nahm die Mattigkeit zu, ein furchtbarer Durst stellte sich ein, ein Brennen und Aneipen der entsetzlichsten Art wühlte durch meine Eingeweide, mein Gehirn glühte fieberhaft, der Blick flirrte

unsicher schwindelnd, und ohnmächtig sank ich auf den Schnee hin. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, saß ich auf einem steinernen Brückengeländer am Straßengraben, unter mir eine zusammengeschlagene wollene Pferdedecke, und vor mir, halb über mich gebeugt, stand eine kräftige derbe Fuhrmannsgestalt, mit fast väterlichem Wohlwollen auf mich blickend. — „Wird's besser?“ fragte er mich, als ich ihn anschaute. „Der Heißhunger hat euch gekriegt; ja, ja, ich kenne das. Hier nehmt noch einen guten Schluck aus der Flasche da; der wird's tun!“ — Dabei hielt er mir die Flasche hin, ließ mich trinken, fühlte mir Stirn und Wangen an, bot mir noch mehr Brot an und war froh, als er sah, daß ich mich erhob und wieder Kraft zum Gehen und Stehen zeigte. — Wie mechanisch griff ich in die Tasche und holte ein Geldstück heraus, um es dem guten Manne, ohne den ich eine Beute des Todes gewesen wäre, in die Hand zu drücken. — „Was?“ sagte er fast barsch, „Geld? Geld für einen Dienst, den jeder Christ um Jesu Christi willen seinem Mitmenschen schuldig ist? Nichts da!“ — Beschämt erwiderte ich: „Aber da nennt mir doch wenigstens Euren Namen, damit ich doch weiß, wem ich die Rettung meines Lebens zu danken habe.“ — Und was antwortete der schlichte Fuhrmann? „Junger Mann,“ sagte er, „wißt Ihr denn etwa, was für einen Namen der barmherzige Samariter in der Bibel gehabt hat?“ — Dabei schüttelte er mir die Hand und ging zum Wagen, um weiter zu fahren, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Der 100. Geburtstag Papst Leo XIII. Mittwoch, den 2. März, sind es 100 Jahre her, daß der große, seit 20. Juli 1903 selig im Herrn ruhende Völkerhirt Leo XIII. in Carpineto bei Anagni in Italien geboren wurde. Sein Leben und Wirken als Priester, Bischof und Papst brachte ihn zu großen Ehren und sein Name glänzt unter den größten Männern und Gelehrten des 19. und 20. Jahrhunderts. Der 2. März soll Anlaß bieten zu großen Gedenkfeierlichkeiten in Rom, um dadurch den durch Weisheit und Gelehrsamkeit hervorragenden Papst auch noch im Tode gebührend zu ehren.

Zum Marianischen Kongreß in Salzburg enthält der Hirtenbrief des Kardinal-Fürstbischofs von Salzburg eine warme Einladung. Diese im großartigen Maßstabe gedachte Zusammenkunft der Marienverehrer soll vom 17. bis 21. Juli in Salzburg tagen. An dieselbe wird sich eine Wallfahrt nach Altötting anschließen.

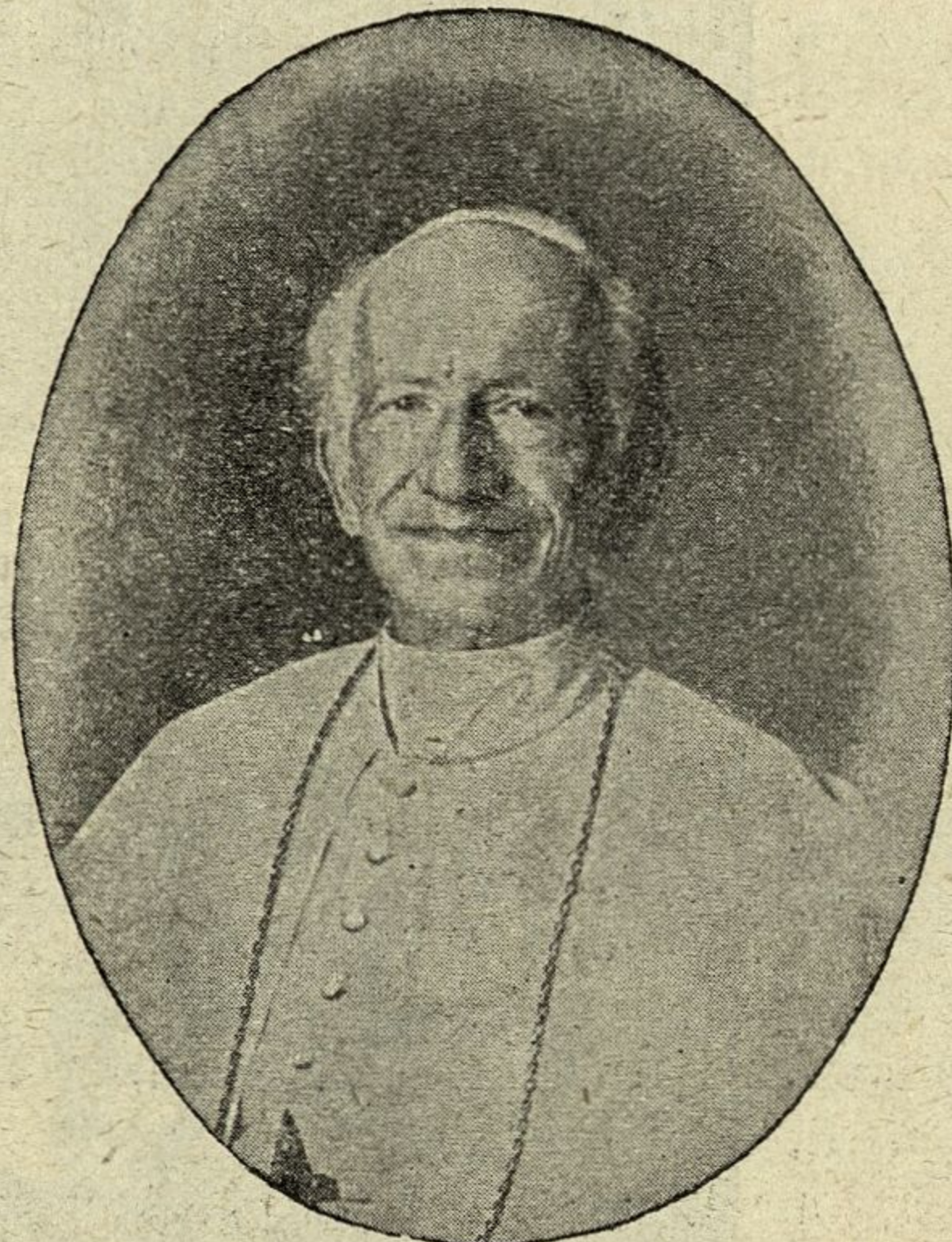
Oesterreich-Ungarn.

Der Reichsrat tagt wieder seit 24. Feber und hat zunächst das Rekrutenkontingent bewilligt, damit die Stellung recht-

zeitig vorgenommen werden kann. Weiter wird er das Trunkenheitsgesetz und die Handelsverträge mit den Balkanstaaten in Beratung ziehen.

Die Landtage haben ihre Session beendet; am längsten tagte der niederösterreich. Landtag, der u. a. auch eine neue Lehrergehälterregulierung vornahm, so daß die Lehrer in Niederösterreich gegenwärtig fast am besten von allen gestellt sind, ein Beweis, daß die Christlichsozialen keine Lehrerfeinde sind. Über die Frage, ob auch verheiratete Lehrerinnen angestellt werden dürfen, war man auch unter den Christlichsozialen geteilter Meinung. Die Landgemeindenvertreter sprachen sich gegen die Anstellung verheirateter Lehrerinnen aus verschiedenen Gründen aus.

Der deutsche Landsmannminister Dr. Schreiner hat am 21. Feber auf Veranlassung des Ministerpräsidenten selbst und wie es heißt, auf direkten Wunsch des Kaisers seine Demission gegeben, die auch



Leo XIII.

ohne weiteres angenommen wurde. Dr. Schreiner, der sich gern in alles einmischte, soll sich auch gegenüber dem Thronfolger eine Taktlosigkeit erlaubt und sich in Personalfragen des Thronfolgers eingemischt haben, was seinen Sturz zur Folge hatte. Die deutschfreisinnigen Parteien tun sehr erboßt über die Entlassung Dr. Schreiners, an der aber Dr. Schreiner selbst schuld ist. Daß auch der deutsche Landsmannminister habe gehen müssen, weil sich kein tschechischer Landsmannminister fand, ist eine politische Verbrämung des Rücktrittes Schreiners. Den Christlichsozialen war Dr. Schreiner und diese ihm nicht besonders gewogen, da er eben ein freisinniger Schrittmacher im Ministerium war, statt ein Minister für alle Deutschen in Osterreich. Die Christlichsozialen sind jedoch ebenso überrascht von Dr. Schreiners Demission, wie die freisinnigen Parteien, sie ist auch, wie Baron Bienerth selbst erklärte, durch keine Partei veranlaßt worden, sondern auf die Überzeugung des Ministerpräsidenten, daß ein Zusammen-

arbeiten mit Dr. Schreiner nicht mehr möglich sei, erfolgt. Die Christlichsozialen drängen auf die Wiederbesetzung des deutschen Landsmannministerpostens.

Der Christlichsoziale Verband für Deutschböhmen, Sitz Warnsdorf, dem jeder volljährige österr. männliche Staatsbürger in Deutschböhmen angehören sollte, hielt am 20. Feber l. J. in Reichenberg seine Generalversammlung ab. Der Verband hat im letzten Jahre 1561 neue Mitglieder gewonnen, 14 neue Ortsgruppen gegründet und zählt gegen 9000 Mitglieder. Der Mitgliedsbeitrag wurde wie bisher mit 80 h, für Kalenderbezieher 1 K 20 h festgesetzt. Doch soll jedes Mitglied für den Preis- und Wahlfond des Verbandes jährlich 20 h spenden. Der Verband will ein Verbandsorgan herausgeben und die Verbandsleitung soll die Vorbereitungen zur Herausgabe eines christlichen Tagblattes in Deutschböhmen treffen. Möchten sich für dieses große Projekt recht viele Gönner und Wohltäter finden!

Eine neue ungarische Regierungspartei, welche den Namen „nationale Arbeitspartei“ trägt, ist am 19. Feber durch den Ministerpräsidenten Grafen Rhuen-Hedervary gegründet worden. Sie ist eine Verschmelzung aus Altliberalen, Mitgliedern der Verfassungspartei und anderen Elementen. Das geistige Haupt ist Graf Tisza. Die Wahlreform soll nach dem Grundsatz des allgemeinen Wahlrechtes, jedoch mit besonderen Schutzmaßregeln für die magyarische Nation, durchgeführt werden.

Zur Jahrhundertfeier für Andreas Hoser fanden in Wien und Tirol große kirchliche und weltliche Gedenkfeierlichkeiten statt. In der Hofkirche in Innsbruck, wo Hosers Gebeine ruhen, wurde am 21. Feber ein feierliches Totenamt gehalten. Demselben wohnte Erzherzog Eugen und zahlreiche Militär- und Zivilbehörden bei. Das Hoserdenkmal war geschmückt und wurden zwanzig Kränze niedergelegt. Auch die Stadt Mantua, wo Hoser erschossen wurde, hat am 100. Todestage Andreas Hosers sein Denkmal mit Blumen geschmückt. Blumen welken, aber Andreas Hosers Andenken möge unverwelklich bleiben für alle Zeiten!

Deutschland.

Reichstagspräsident Graf Stolberg ist am 19. Feber an Lungenschlag, 70 Jahre alt, gestorben. Er war seit 1906 Präsident des Deutschen Reichstages und gehörte der protestantisch-konservativen Partei an. Er hat auch auf dem Schlachtfelde bei Königgrätz gefochten und wurde dort verwundet.

Graf Lehrenthal, der österreichische Außenminister, ist nach Berlin zum Besuche des Deutschen Reichskanzlers gereist und dort mit großer Herzlichkeit auch vom Deutschen Kaiser empfangen worden. Kaiser Wilhelm verlieh ihm die Brillanten zum Schwarzen Adlerorden. Es ka-

men auch die Elbe-Schiffahrtsabgaben zur Sprache, die Oesterreich nicht bewilligen kann.

Balkanstaaten.

Neue Kriegsgefahr. Auf dem Balkan gährt es wieder bedenklich und sind kriegerische Verwicklungen der Türkei mit Griechenland einerseits und mit Bulgarien andererseits nicht unwahrscheinlich. In Griechenland herrscht jetzt die sog. Militärliga, vor der sich Regierung und König samt dem Volke fürchten. Es soll nun doch die Einberufung der Nationalversammlung zur Änderung der Verfassung ausgeschrieben werden. Die Rechte des Königtums sollen nicht angetastet werden. Die Nationalversammlung soll höchstens 10 Tagen beisammenbleiben. Inzwischen verstärkt die Militärliga ihre Truppenmacht. Im März sollen 18.000 Reservisten zu Übungen einberufen werden. Gegen die Herrschaft der Militärliga treten selbst Generäle und Offiziere auf und verlangen die Freiheit des griechischen Parlamentes. — An der bulgarisch-türkischen Grenze gab es auch mehrfach Reibereien. Zwei türkische Soldaten wurden getötet. In Bulgarien wie in der Türkei versieht man sich mit neuen Waffen und Munition.

Frankreich.

Gegen die gottlosen Schulen erheben sich nun die Familienväter, deren Elternrechte die „Freie Schule“ in Frankreich gewaltsam unterdrückt. Unter dem Vorsteher des Erzbischofs fand in Paris eine von 10.000 Personen besuchte Versammlung statt, welche die schärfste Mißbilligung über die freimaurerischen Anschläge gegen Kirche und Gewissen aussprach und versprach, alles ins Werk zu setzen, um den Glauben der Kinder und die Freiheit des Unterrichtes zu verteidigen. Der Erzbischof ermahnte, das Gebet der belgischen Katholiken recht oft zu wiederholen: „Vor der Schule ohne Gott, vor Lehrern ohne Glauben bewahre uns, o Herr!“

Zeitgeschichten.

— **Der Gegenbesuch des Herrn Geheimrats.** Aus einem Kreisstädtchen Deutschlands wird nachstehendes heiteres Vorkommnis erzählt, das sich wirklich zugetragen hat. An der Spitze der dortigen Kreisregierung steht Herr Geheimrat K., ein alter jovialer Junggeselle, vermögend, von unübertrefflicher Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, peinlich streng, was dienstliche Korrektheit und gute Sitte anbelangt. Deswegen kann jeder, der dem Herrn Geheimrat im Laufe der Woche seinen Antrittsbesuch gemacht hat, damit rechnen: so bestimmt wie im Frühjahr der Steuerzettel, so bestimmt erscheint am nächsten Sonntag der Herr Geheimrat zum Gegenbesuch. Nun geschah es kürzlich, daß ein neuer Kreisamtmann an die Regierung zu N. versetzt wurde. Da aber in N. zunächst für ihn keine passende Woh-

nung aufzutreiben war, so mußte er sich vorläufig mit einem Zimmer im Hotel des Städtchens begnügen. Die Gewohnheit des alten Herrn kennend, bat er diesen bei seinem Antrittsbesuch, er möge seinen Gegenbesuch aufschieben, da er noch keine Wohnung habe und den Herrn Geheimrat unmöglich im Hotelzimmer empfangen könne. Obschon richtig, war es aber doch schon eine große Zumutung für den Herrn Geheimrat, zur Zeit, wie er es für schicklich hielt, seinen Gegenbesuch nicht machen zu können. Am nächsten Sonntag erschien der Diener des Herrn Geheimrats bei dem Herrn Kreisamtmann mit der Meldung, der Herr Geheimrat ließe ihn auf einen Augenblick sofort zu sich bitten. Angekommen, wurde der Herr Kreisamtmann in das beste Zimmer des Herrn Geheimrats geführt. Nach kurzer Zeit klopfte es an. Auf das „Herein“ erschien in der Tür der Herr Geheimrat feierlichst im Besuchsanzug mit dem Zylinder in der Hand und den Worten: „Ich möchte Ihnen meinen Gegenbesuch machen, Herr Kreisamtmann.“ Dieser, zuerst verdukt, faßte die Situation schnell, bedankte sich, lud ein, Platz zu nehmen, drückte auf die elektrische Klingel, gebot dem erscheinenden Diener, eine Flasche „Guten“ heraufzubeforgen, und beide taten, als ob sie sich in der Wohnung des Herrn Kreisamtmanne befänden. Dann nahm der Herr Geheimrat Abschied mit der Bemerkung, der Herr Kreisamtmann würde wohl noch einen Augenblick in seiner schönen Wohnung verweilen. Nach kurzer Zeit erschien der Geheimrat wieder in gewöhnlicher Kleidung mit den Worten: „So, Herr Kreisamtmann, der Gegenbesuch ist gemacht. Jetzt sind Sie mein Gast und ich bitte Sie, es noch einen Augenblick zu sein und eine Flasche Champagner mit mir zu trinken.“

— **Dem Tode entronnen.** Aus London wird berichtet: Das Kriegsschiff „Queen“ schleppte am 14. Feber eine schwimmende Scheibe an einen geeigneten Ort, während die anderen Kriegsschiffe sich zur Schießübung vorbereiteten. Als die „Queen“ von der Scheibe sich trennte, fiel ein Matrose über Bord. In demselben Augenblicke eröffnete das Kriegsschiff „Venérable“ das Feuer. Es dauerte eine geraume Weile, ehe das Feuer der „Venérable“ aufhörte, nachdem sie von der „Queen“ in Kenntnis gesetzt worden war, daß ein Menschenleben in Gefahr sei. Als die beiden Schiffe bei dem Ziele ankamen, fand man die Scheibe total zertrümmert, den Matrosen aber gesund und heil im Wasser schwimmen.

— **Schlechter Fastnachtscherz.** Schlimme Folgen hat in Augsburg ein Fastnachtscherz gehabt. Dasselbst wurde eine 23jährige Schulpraktikantin am Faschingsamstag von einem als Bären maskierten Manne derart erschreckt, daß sie auf dem Heimwege wiederholt umsanf, zu Hause in Bewußtlosigkeit verfiel und nach dem

Wiedererwachen Sprache und Gehör verloren hatte, doch blieb sie geistig klar genug, um schriftlich eine Darstellung des Vorfalles geben zu können.

— **Ein Eulenspiegelstreich.** Der Schlächtermeister Rosekfi in Erkner ist unlängst einem originellen Streich zum Opfer geworden. Er saß mit mehreren Freunden in einem Gasthause gemütlich bei einem Glase Bier und hatte vor sich auf dem Tische einen Geldbeutel mit 400 Mark liegen. Während die Gäste plauderten, trat ein Handwerksbursche an den Schlächtermeister heran und bat um ein Almosen. Rosekfi bestellte für den jungen Mann eine „Weiße“ und meinte scherzend, ob er nicht Lust habe, den mit Silbergeld gefüllten Beutel mit auf die Reise zu nehmen. Der Bursche antwortete, daß er sich getraue, den Beutel mit fortzunehmen, ohne daß die Herren es merkten. Als der Schlächtermeister ihn aufforderte, das Kunststück zu probieren, stülpte der fremde Bursche seinen Hut über den Geldsack, hob diesen vom Tisch auf und setzte ihn samt dem Hute auf den Kopf. Dann näherte er sich langsam der Tür, sagte im Hinausgehen: „Ich glaube, die Sache lohnt sich“ und schlug die Tür hinter sich zu. Die verblüfften Anwesenden hatten über den „Scherz“ anfangs gelacht, sie wurden aber sehr ernst, als sie am Krachen des Türschlosses vernahmen, daß der „Bruder Straubinger“ sie von außen eingeschlossen hatte. Gleich darauf tauchte am Fenster das vergnüglich lächelnde Gesicht des Handwerksburschen auf, der den Gästen ein Lebewohl zuwinkte. Als endlich die Tür aufgesprengt wurde, war von dem „Zauberünstler“ keine Spur mehr zu entdecken.

— **Die Affen beim Diner.** Prinzessin Alice Roosevelt gab unlängst in Washington ein Festessen, das durch zwei ihrem Käfige entsprungene Affen eine unangenehme Störung erfuhr. Unter den Gästen befanden sich u. a. Mr. und Mrs. Cornelius Vanderbilt, Mr. und Mrs. Boorke Cochran und der Staatssekretär des Marineamtes Mr. Meyer mit seiner Frau. Eine der anwesenden Damen ließ, als das Gespräch auf Affen kam, ein Paar Marmosets, die sie jüngst zum Geschenk erhalten hatte, holen. Auf eine oder die andere Weise gelang es den beiden Affchen, aus ihrem Käfig zu entfliehen, und in unglaublich kurzer Zeit war der schön gedeckte Tisch ein Trümmerhaufen, die Tapeten wiesen Spuren der Händchen in Rotweinfarbe auf, und Mrs. Cochran hatte einen zerbissenen Finger zu beklagen, während die Frisuren der Herren sowohl wie der Damen recht derangiert waren. Als es schließlich gelungen war, die Ausreißer wieder einzufangen, war den Gästen der Appetit zur Fortsetzung des Dinners vergangen — bei welchem Gange wird allerdings nicht mitgeteilt.

Missionswesen.

Das Märtyrerleben zweier Missionäre.

Vor einiger Zeit starben auf dem afrikanischen Missionsfelde Gallaland zwei Priester Abba Fezzah und Abba Elias, die aus dem Gallavolke hervorgegangen waren. Die Priester gehörten dem Kapuzinerorden an und waren als seeleneifrige und heiligmäßig lebende Diener Gottes unter ihrem einheimischen Völkerstamme weit bekannt. Abba Fezzah war wohl der erste von Kardinal Massaja, dem Apostel der Galla, geweihte einheimische Priester. Er erreichte ein Alter von 90 Jahren und konnte an seinem Lebensende auf ein 56-jähriges opferreiches Priestertum zurückblicken. Abba Elias war jünger, hatte aber auch 30 Jahre in Meticha als seeleneifriger Priester gewirkt. Den wahrhaft heroischen Geist beider Priester zeichnet so recht ein Brief, den Abba Fezzah an Abba Elias vom Kaiserreich Kaffa aus geschrieben. Man glaubt darin die Sprache eines Märtyrers altchristlicher Zeiten zu vernehmen.

„Zu unserem tiefempfundenen Bedauern,“ schreibt Abba Fezzah im Jahre 1892, „hörten wir, daß Kumsa, der Häuptling Ihrer Christengemeinde, Sie gefangen setzte und aus dem Lande verwies. Diese Verfolgung mußte Ihnen jedoch anderseits zu großem Troste gereichen, da Sie dadurch gewürdigt wurden, Ihrem göttlichen Erlöser ähnlich zu werden. Ich verstehe und teile Ihre Freude mit Ihnen. Auch wir in Kaffa wurden um keines anderen Vergehens willen als wegen unseres Glaubens in Ketten gelegt, geschmäht und wie gemeine Sklaven behandelt. Mit uns schmachteten viele Christen im Gefängnisse als Opfer des Hungers, des Durstes, der Kälte und aller Schmähungen der Ungläubigen. Einige von ihnen hatten um des Namens Jesu Christi willen unter unseren Augen die grausamsten Martern zu erdulden. Den einen hackte man die Hände, anderen die Füße ab. Wieder andern wurde unter den Streichen von Flußpferdpeitschen das Fleisch in Fetzen vom Leibe gerissen. Vielen Christen wurden die Glieder mittels dünner Stricke zusammengeschnürt, so daß sie den Tod diesen Qualen vorzogen. Da wir aber all das um der Sache Jesu Christi willen litten, so freuen wir uns in unsern großen Peinen. Und die Ursache der ganzen Verfolgung? Als im Jahre 1889 eine Seuche Menschen und Tiere dahinraffte, forderte ich alle auf, sich taufen zu lassen und durch Buße den göttlichen Zorn zu besänftigen. Durch Gottes Guld hörte man auf meine Stimme, und die Herzen wurden gerührt. Tausende von Gläubigen eilten von allen Seiten herbei. Während langer Monate unterrichtete und taufte ich Tag und Nacht die Katechumenen. Nach einiger Zeit ergrimten der Tato (Kaiser) Gallito und sein Kanzler, der Katama-Mascha, in heftigem Zorn ge-

gen mich. Sie zogen mich vor ihren großen Rat zur Verantwortung. „Warum verkündest du“, fragten sie mich, „daß Gott, um die Sünden der Menschen zu züchtigen, Himmel und Erde zerstören wird? Warum hast du die Sklaven und Leute des Königs getauft?“ — „Ich spende allen ohne Unterschied die Taufe“, entgegnete ich, „weil ich Gott gehorchen muß, der uns befiehlt, alle zur Taufe zuzulassen, welche danach verlangen.“ Auf diese Antwort geriet der Tato in Wut und ließ mich ohne Verzug einerkern. Hier erduldeten wir alle Verfolgungen und Qualen, von denen ich Ihnen gesprochen. Ich schmachtete ein ganzes Jahr und vier Monate in Ketten.“

Der Tod des erzürnten Kaisers Gallito im Jahre 1890 brachte dann dem Missionär und den Christen die Freiheit. 300 Christen verließen das Gefängnis, 8 waren im Kerker der Marter erlegen. „All diesen mutigen Seelen,“ fährt Abba Fezzah fort, „stelle ich vor Gott wegen ihres Heldennutes, ihrer Tugenden und ihrer Liebe zu Jesus Christus offenes Zeugnis aus, und mit meiner Stimme vereint sich die von ganz Kaffa, sie zu segnen und zu beglückwünschen. Gott sei Dank, Kaffa, das uns sonst so viel Leid zugefügt hat, ist heute ganz umgewandelt. Die Liebe des Priesters ist für die, welche Jesus Christus angehören — und ihrer sind sehr viele — wie Honig und Milch; aber für die andern, die Ungläubigen, ist seine Gegenwart bitter wie Galle. Gelobt sei unser Herr Jesus Christus, der uns heimgeführt, den Sieg verliehen und den Mund der Gottlosen geschlossen hat.“

* * *

Die Gallamission ist neuerdings durch eine wichtige Missionsstation in Dirre-Daua, dem einstweiligen Endpunkt der französisch-äthiopischen Bahn, bereichert worden. Ehemals eine unbewohnte, nur von Elefanten und den Kamelherden der Galla besuchte Ebene, hat sich Dirre-Daua während des siebenjährigen Bestehens der Bahn zu einer eigentlichen Stadt entwickelt. Tausende von Eingeborenen siedelten sich an, ein hübsches Europäerviertel erstand, u. der Markt von Dirre-Daua hat alle Aussicht, die Hauptstadt Harrar an Bedeutung noch zu übertreffen. Es war somit nötig, daß hier die katholische Mission nicht nur vorübergehende Wirksamkeit ausübe, sondern dauernd Fuß fasse. Zu diesem Zwecke wurde im Laufe des verflossenen Jahres vom Apostol. Vikar der Gallaländer in Dirre-Daua eine Kirche erbaut. Andere Missionsbauten, wie das Wohnhaus der Missionäre und mehrere Nebengebäude zur Unterbringung einer kleinen Druckerei und deren Bedienung, wurden vollendet.

Kath. Missionen.

Erziehungswesen.

Was tut eine gute Mutter?

Auf diese Frage gibt der „Praktische Wegweiser“ folgende Antwort:

Sie tadelt und lobt die Kinder nicht in Gegenwart von Gästen.

Sie pflanzt in das Herz ihrer Kinder Liebe zu allem Guten und bewahrt sie vor bösen Einflüssen.

Sie gibt ihnen eine frohe Jugend, damit sie mit Freude an ihre Kindheit zurückdenken können.

Sie lehrt ihren Kindern die Seligkeit des Gebens.

Sie vernachlässigt keines in ihrer Liebe, sondern ist gerecht und gleichmäßig gegen jedes.

Sie hat im Gewähren und Versagen der Bitten der Kinder keine Launen.

Sie läßt das Kind, das sie gestraft hat, fühlen, daß es ihr wehe tut, strafen zu müssen, und nimmt es nachher liebevoll wieder auf.

Sie bleibt jung mit ihren Kindern.

Sie achtet auf der Kinder Haltung und Gebärden u. bekämpft häßliche Manieren.

Sie lehrt ihre Kinder höflich sein gegen hoch und nieder.

Sie duldet keine Tierquälerei.

Sie lehrt ihre Kinder ihre Lehrer achten und lieben.

Sie duldet nicht, daß ihre Kinder unter sich falsch sprechen.

Sie duldet nicht, daß ihre Kinder gegen Arme und Gebrechliche rücksichtslos sind.

Sie erinnert sich, was ihr in ihrer Kindheit wohl und wehe getan hat, und erzieht ihre Kinder darnach.

Sie gewährt ihren Kindern eine gewisse Selbständigkeit, weil sie weiß, daß eigene Erfahrungen klug machen.

Sie härtet ihre Kinder gegen Wind und Wetter ab und gewöhnt ihnen allzu große Empfindlichkeit gegen die Unbilden des Lebens ab.

Sie lehrt ihre Kinder, daß Hoffnung nicht zu schanden wird, wenn auch unsere Wünsche sich oft nicht so verwirklichen, wie wir es wünschen.

Gesundheitspflege.

Zahnpflege im frühen Kindesalter.

Für das spätere, das bleibende Gebiß ist es von größter Wichtigkeit, daß schon das Milchgebiß kleiner Kinder sorgfältig gut gepflegt und erhalten werde. Den Zähnen nützlich ist das kräftige Kauen der Speisen, obenan das Zerkleinern harter Brotkrusten, an das man die bequemen Kleinen von Anfang an gewöhnen soll, schädlich dagegen sind alle Arten Bonbons und ähnliche klebrige Süßigkeiten.

Morgens und abends putze man die kleinen Zähne mit einer weichen Zahnbürste und Schwemmkreide nach allen Richtungen, innen und außen. Zum Spielen dient Wasser, dem man eine Messerspitze Koch-

Für Haus und Küche.

salz zugesetzt hat. Dieses unschädliche Mundwasser wirkt desinfizierend. Nach jeder Mahlzeit entferne man mittelst Zahnstocher die gährungsfähigen Speisereste und spüle dann wieder gründlich mit Salzwasser die Zähne durch. Auch an das Gurgeln gewöhne man die Kinder frühzeitig; es gewährt augenblicklichen und auch späteren Nutzen. Die Zahnbürste muß nach jedem Gebrauche gründlich ausgewaschen, getrocknet und dann an einem staubgeschützten Ort aufbewahrt werden. Einmal wöchentlich muß die Bürste in einem eigens für diesen Zweck bestimmten Gefäße ausgekocht werden. Schadhast gewordene Zähne sollen, ehe sie schmerzen, vom Zahnarzt behandelt werden.

S. W.

Haarbürsten und Haarkämme

stets rein zu halten ist eine unbedingte Forderung der Körperhygiene, denn manche Krankheit des Kopf- und Barthaars ist schon durch unreine Bürsten und Kämmen entstanden. Zur Entfernung des Schmutzes lege man sowohl Bürsten wie Kämmen in lauwarmes Seifenwasser und streife bei Kämmen deren Zinken durch festangezogene Bindfäden, Zwirnfäden oder dergl., wobei sich der Schmutz an die Fäden hängt, die man dann vernichtet. Zur Reinigung der Haarbürsten nehme man am besten zwei solcher Bürsten, lege sie, wie bereits erwähnt, in lauwarmes Wasser, dem man etwas Soda beimengt, und reibe sie solange gegenseitig bis die Borsten vom Schmutze frei sind. Zur Trocknung werden sie dann an einem trockenen Orte aufbewahrt.

Als Mittel gegen Kopfschmerz

empfiehlt sich ganz besonders der Saft einer Zitrone. Derselbe in einer Tasse schwarzen Kaffee, möglichst ohne Zucker, genommen, beruhigt die Nerven und lindert den fast unausstehlichen Schmerz. Sobald die Kopfschmerzen mit Husten verbunden sind, suche man zunächst ein Beruhigungsmittel für den Husten, das sich leicht in dem Saft der mit Zucker eingekochten Brombeere findet. Auch tut ein Schlaftrunk von schwarzen Albeeren, mit heißem Wasser angerührt, sehr gute Dienste.

Eichenrindentee,

ein Kräftigungsmittel für Gesunde und Kranke, für groß und klein, ist eines der vielen hervorragenden Hausmittel, das, trotzdem es in keiner Familie fehlen sollte, doch noch sehr vielen unbekannt ist. Nervöse, überarbeitete, geistig wie körperlich sehr stark angestrenzte Menschen und Kinder, die in der Entwicklung etwas zurückgeblieben sind, finden ein gesundes, und, mit etwas Wein genossen, wohlgeschmeckendes Ernährungsgetränk, das, morgens und abends in der Menge von 2—3 Löffel genommen, dem Körper recht nützliche Dienste leistet. Wird dem Tee noch etwas Honig beigemischt, dann schmeckt er noch angenehmer und wird auch, auf die Dauer genommen, sich nicht unangenehm trinken.

Selleriesuppe. Ein eigroßes Stück Butter läßt man zerfließen; in diese röstet man einige Zwiebelscheiben, grüne Petersilie und, wenn vorhanden, einige Champignons. Das Geröstete kocht man mit einer großen, in Blätter geschnittenen Selleriewurzel mit Rindsuppe weich und streicht es nebst zwei hartgekochten Eidottern durch ein Haarsieb; nach Geschmack wird die Suppe gesalzen und gepfeffert, dann aufgekocht und mit in Schmalz gebackenen Semmelscheiben angerichtet.

Leberschnitten. 280 Gramm Kalbsleber werden gewaschen, abgehäutet und mit einer Zwiebel, etwas Zitrone, Petersilie und einem Stückchen Mark sehr fein gewiegt. Nun rührt man 50 Gramm Butter mit 2 Eidottern schaumig, befeuchtet 2 gute Handvoll Semmelbrösel mit Milch, gibt diese sowie die gewiegte Leber, den Schnee der 3 Eiweiß und das benötigte Salz dazu, bestreicht eine kleine Form mit Butter, füllt die Masse fingerdick ein und läßt sie schön gelb backen.

Seelachs mit Dillsauce. Der reingeschuppte, ausgewaschene Fisch muß eine Stunde gut eingesalzen liegen; dann wird er abgetrocknet und in Salzwasser ungefähr 10 Minuten, je nach der Größe des Fisches, gekocht. Zugleich mit dem Fische werden in dem Salzwasser alle Suppenwurzeln, ein Stückchen Zwiebel, Gewürze und ein eigroßes Stück Butter gekocht. Einstweilen rührt man zwei Eßlöffel Mehl mit 6 Eßlöffel Rahm, ein Löffel feingeschnittenen Dillkrautes, etwas Petersilie, Zitronensaft und 1 Schöpflöffel von dem Fischsud ab und rührt dasselbe am Feuer zu einer Sauce, welche zu dem Fische serviert wird.

Für den Landwirt.

Radieschen-Anbau.

Die Lage zum Radieschen-Anbau soll eine möglichst geschützte sein. Der Boden soll feucht, humusreich und locker sein. Am besten geraten die Radieschen bekanntlich bei der Ansaat im Frühbeete, vorausgesetzt, daß es ihnen nicht an Feuchtigkeit fehlt und die Ernte rechtzeitig vorgenommen wird. Läßt man den Boden zu trocken werden oder die Radieschen zu lange stehen, so werden sie pelzig. Namentlich bei rohen, schweren Bodenarten zeigt sich dieser Übelstand. Um demselben vorzubeugen, gibt man bei der Ansaat ins freie Land den Saaten eine kleine Beigabe von Viehsalz. Die Ansaat der Radieschen ins Mistbeet erfolgt im Jänner, die Ansaat ins freie Land vom März bis Juli. Frische Düngung ist den Radieschen wenig zuträglich; sie verlangen vielmehr zum raschen Wachstum leicht lösliche Nährstoffe im Boden. Diese werden ihnen am besten durch Ausstreuen und Unterhacken von Superphosphat, Blutmehl, Knochenmehl, Holzasche, Kompost, Gips, Kalk u.

dergl. zugeführt. Bei starker Stickstoffdüngung erzielt man wohl dicke, hübsch aussehende Radieschen, aber diese werden leicht hohl. Indessen haben wir bei gleichzeitiger Anwendung von Knochenmehl, Kalisalz und Chilisalpeter gute Erfolge erzielt. Hohle oder pelzige Radieschen lassen sich leicht daran erkennen, daß sie sich beim Drücken weich u. schwammig anfühlen. Wer Radieschen für den Markt zieht, muß solche Wurzeln sorgfältig entfernen, da er sich sonst die Rundschaft verdirbt. Sogenannte strunkige Radieschen haben in der Regel eine langgestreckte Form und fühlen sich hart und holzig an. Normale, gut ausgebildete, gesunde Radieschen sind fest und haben dünne, feine Wurzeln. Zur Samenzucht läßt man die stärksten und am besten ausgebildeten Pflanzen stehen; besser aber ist es, den Samen aus einer reellen, guten Samenhaltung zu beziehen. Die Aussaat der Samen ins Freie, die nicht vor dem April erfolgen sollte, geschieht am besten breitwürfig und zwar nicht zu dick. Besonders empfehlenswert ist das Stecken des Samens in einer Entfernung von 10 Zentimeter. Radieschen werden mit Vorliebe als Zwischenfrucht bei Salat, Gurken usw., weniger als selbständige Kultur gebaut. Gute Sorten: Non plus ultra, Hamburger Markt und Eiszapfen.

Kolik beim Rindvieh.

Man nehme zur Kur von Kolik beim Rindvieh einen halben Teelöffel voll Anisjamen und einen halben Teelöffel voll gepulverten Zimmt, mische beides und gebe es dann in einem Quart Grüne Münztees ein. Wenn es nötig sein sollte, wiederhole man die Eingebung.

Wenn das Tier große Schmerzen leidet, wende man Bähungen auf den Unterleib an und gebe außerdem folgende Einspritzung: eine halbe Unze gepulverten Ingwer und einen Eßlöffel voll gewöhnliches Salz.

Gemeinnütziges.

Bei erfrorenen Gliedern helfen Umschläge von heißem Wasser, dem etwas Essig zugesetzt wurde, jedenfalls wird der brennende Schmerz alsbald wesentlich gelindert.

Der Baumschnitt bei starkem Frost hat oft böse Folgen. Das gefrorene Holz bricht und wertvolle Fruchtspitzen werden abgestoßen. Außerdem entstehen die bekannten Frostschäden.

Weiße Servietten mit bunter Stickerei wäscht man mit Gallseife, steckt sie sodann in Salzwasser zum Spülen, drückt sie, einzeln gewickelt, damit sie nicht gegenseitig abfärben, durch reine Tücher und plättet sie. Sollen sie steif werden, so feuchtet man sie vor dem Durchdrücken mit ein wenig roher Stärke an; am besten ist es, sie nur mit einem feuchten Tuch zu bestreichen.

Wollene Strümpfe vor dem Einlaufen zu bewahren, gibt es kein besseres Mittel

als Ammoniakflüssigkeit (bei jedem Drogisten käuflich), die man mit ihrem zehnfachen Gewicht durch Wasser verdünnt hat. Man weicht darin die Strümpfe ein, reibt und klopft sie, legt sie wieder in die Flüssigkeit, wiederholt das Reiben und Klopfen noch einmal, spült sie dann in reinem Wasser aus, zieht sie über eine hölzerne Strumpfform und läßt sie trocknen. Nach diesem Verfahren behält die Wolle ihre frühere Elastizität und wird nicht mehr so einlaufen, daß der Haken des Strumpfes unter den Fuß rückt.

Büchertisch.

Einen wirklichen Schatz stellt das im Verlage Karl Aug. Senfried u. Komp., München erschienene Schriftchen: „Das Kleinod der christlichen Mädchen“ dar. In herzigen Worten wird der Wert und die Bedeutung der Jungfräulichkeit besprochen.

Die Missionsdruckerei Stehl, Post Kaldenkirchen (Rheinland) gab ein Werk des Jesuitenpaters Friedr. Schwager heraus, welches den Titel „Die kathol. Heidenmission der Gegenwart“ führt. Das Buch bietet in klarer, übersichtlicher Weise das Wirken der katholischen Kirche unter den Heidenvölkern Vorderindiens u. Britisch-Indierindiens.

Der Verlag v. Otto Mayer in Ravensburg hat durch Sophie von Adelong seit einigen Jahren für unsere Jugend eine **Jugendbühne** — ernste und heitere Theaterstücke erscheinen lassen. Die Auswahl der Stoffe und ihre Behandlung sind gelungen und praktisch.

Das **Eigenheim des Mittelstandes**. Verlag Westdeutsche Verlagsgesellschaft Wiesbaden. 3 Mk., geb. 4 Mk. Das Buch stellt eine Sammlung sachgemäß zusammengestellter Entwürfe für den Bau von Eigenhäusern dar, u. zw. angefangen vom einfachsten Tagelöhnerhaus bis hinauf zur kostbarsten eingerichteten Villa. Das Buch eröffnet anschließend an die 360 Abbildungen die Billigkeit und Vorteile des eigenen Heimes und geht jedem als praktischer Ratgeber zur Hand. — Von gleichem Werte ist aus demselben Verlag das kleinere Werk: **Im eigenen Hause nicht teurer als in der Mietwohnung**. Das Werk bringt 50 Abbildungen und kostet 1 Mark.

Turnzeitung der christlichdeutschen Turnerschaft Österreichs. Die Zeitung bringt in ihrer gegenwärtigen neuen Nummer mehrere bedeutungsvolle Aufsätze, z. B. Turnen u. Gesundheit v. S. Hajek-Wien; Christlichdeutsch von B. R. Rud. Solterer-Wien usw. Die Turnzeitung erscheint monatlich und kostet 2 K, bei Mehrbezug 1 K 50 h.

Turnerliederbuch. Einem langgehegten Wunsche der christlichen Turner, ein eigenes Liederbuch zu besitzen, wurde nun Rechnung getragen. Im Verlage der Turnzeitung für die christlichdeutsche Turnerschaft, deren Redakteur Hr. Dr. Alfred Herzog-Georgswalde ist, kam ein schönes

Liederbuch, 161 Lieder umfassend, heraus und stellt sich als recht nettes Büchlein dar. Der Preis von 60 h ist äußerst billig.

Zwei zeitgemäße Broschüren erschienen im Alphonius-Verlag in Münster, Westfalen. **Rettet die Ehe und die Kinder** — v. E. Such, 45 Pfg., — erklingt wie ein furchtbar ernster Mahnruf in unsere Zeit, die die freie Liebe und zügellose Genußsucht auf ihr Banner geschrieben. Jedes Wort ist goldeswert und ruft mit kräftiger Stimme: Zurück zur christlicher Ehe um der Kinder, um des Volkswohles wegen. — **Schule und Alkohol** ist die zweite sehr wertvolle Broschüre. Zweck derselben ist, klarzulegen, daß auch die Schule im eigenen Interesse zum Kampfe gegen den Alkohol, den Volksverderber, berufen ist.

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige gute Bücher jeder Art, ferner Schulbücher, Atlanten, Zeitschriften usw. können jederzeit durch die Buchhandlung **Ambr. Opitz** in Warnsdorf bezogen werden.

Zeitgeschichtchen.

— **Unter den Matrazen**. Aus Paris wird geschrieben: Frau Banficher in der Argotstraße besitzt keine eiserne Kasse, sondern begnügt sich, ihr bescheidenes Vermögen unter den beiden Matrazen zu verbergen, die ihre Lagerstätte weich machen. Frau Banficher war im Begriff, ihre Wohnung zu wechseln und da sie tagsüber arbeitet, so mußte sie nach der Hausordnung den Schlüssel bei dem Hausbesorger lassen, damit Wohnungsuchende das Logis besichtigen könnten. Da machte sie nun die Bemerkung, daß jedesmal, so oft in Begleitung der Hausbesorgerin jemand die Wohnung besichtigte, ein Hundertfrankschein verschwunden war. Nun gebrauchte sie eine Kriegslist. Sie ersuchte eine ihrer Freundinnen, die Wohnung zu besichtigen, und versteckte sich unter dem Bett. Bald nachdem die Besucherin sich entfernt hatte, sah sie die Besorgerin ins Schlafgemach schleichen, die Matrazen aufheben und das übliche Hundertfrankbillet zu sich stecken. Wutentbrannt verließ sie ihr Versteck und es begann ein heftiger Kampf. Die Kräfte der beiden Frauen waren gleich; aber da eine Damenschlacht nie geräuschlos abgeht, so eilten bald Nachbarnsleute herbei und überlieferten die Hausdiebin dem strafenden Arm der Gerechtigkeit.

— **Der Mann mit dem Marmorgeficht**. Ein eigener Krankheitsfall wird in einem Krankenhause in Birmingham behandelt. Es handelt sich um einen Patienten, der vor kurzem an einer heftigen Lungenentzündung erkrankte. Der Genesungsprozeß war von einer merkwürdigen Erscheinung begleitet: die Haut des Patienten veränderte sich allmählich an den Händen, den Füßen, der Brust und dem Gesichte und gewann schließlich ein Aussehen, das täuschend an weißen Marmor erinnerte. Die Dehnungsfähigkeit der Haut ist nun

verschwunden, sie fühlt sich kalt an und gemahnt an die Haut eines Toten. An den Gliedern haben sich die Hautgewebe versteinert, sodaß der Kranke sich kaum noch bewegen kann; nur mit großer Anstrengung vermag er den Mund zu öffnen. Die Ärzte suchen die rätselhafte Erscheinung durch eine Art Lähmung der Arterien und der Lymphdrüsen zu erklären, die wahrscheinlich von einer Störung des Nervenzentrums ausgehen. Das elektrische Radium-Institut, das dem Birminghamer Krankenhause angegliedert wird, soll in den nächsten Tagen fertig sein und man hofft, durch elektrische Radiumbehandlung dem Kranken, der den Namen Morgan Field führt, sein Leiden erleichtern zu können.

— **Opfer der Berge**. Beim Bobschlittensfahren oberhalb Neuenburg ist ein 22jähriger Mann derart verunglückt, daß er bald darauf verschied. — Bei Cossouay im Waadtland wurde ein französischer Schneider, der zum Rodeln ausgezogen war, im Schnee erfroren aufgefunden. Wahrscheinlich hat er einen Unfall erlitten und ist hilflos liegen geblieben. — Bei Grindelwald ist ein Familienvater mit einem vollbeladenen Schlitten, den er nicht mehr zu bemeistern vermochte, über eine Felswand hinausgefahren. Man fand die schrecklich zerschmetterte Leiche in einer tiefen Schlucht.

— **Ein Eisenbahnräuber**. Ein gefährlicher Eisenbahnräuber, der in dem Berlin-Frankfurter D-Zuge eine Reisetasche gestohlen hatte, wurde auf dem Bahnhofe in Halle festgenommenn. Der verhaftete Einbrecher wurde als ein gewisser Hombrighausen aus Hannover festgestellt, der sich als Dr. phil. ausgab. Es wurde bei ihm eine Unmenge von gestohlenen Sachen und Gepäckaufbewahrungsscheinen verschiedener Eisenbahnstationen vorgefunden; die Gegenstände stammen von Diebstählen. Die Ehefrau des Hombrighausen bekundete, daß ihr Mann auf den Bahnstrecken Hannover-Berlin und Halle-Leipzig viele Eisenbahn-Diebstähle begangen und daraus die Mittel zu einem flotten Leben gewonnen habe.

— **Auch ein Grund**. In Lindau kam der kleine Pepi am Aschermittwoch in die Schule und hatte seine Hausaufgaben nicht gemacht. Der Lehrer hielt ihm eine Strafpredigt. Da hielt's dem Pepi nimmer länger und er pläzte schluchzend mit den Worten heraus: „S ha—ha—hah moin Kanze net g'habt, weil d'r Vater gerscht'n (gestern) d'n ga—ga—ganze Daß Mascherer mit ganga isch!“ — Der Vater hatte also den Kanzen seines Söhnleins zu seinem Faschingsanzuge gebraucht und der arme Pepi konnte daher nicht arbeiten.

— **Es war sehr fatal**. Der Herr Oberförster W. hatte anlässlich der Anwesenheit Seiner Durchlaucht ein neunfaches Echo an einer Waldstelle errichtet, zu dem er Waldarbeiter verwendete, die er seit

Wochen ganz genau instruiert hatte. Am Tage der Jagd erkrankte das neunte Echo, und der Knecht des Oberförsters wird schleunigst an dessen Stelle beordert. Die Jagdgesellschaft, an der Spitze Seine Durchlaucht, begab sich nun zur Echostelle, die der Oberförster nicht genug rühmen konnte. Angekommen, rief er mit lauter Stimme: „Guten Abend, meine Herren!“ Achtmal erfolgte in korrekter Weise die Antwort: „Guten Abend, meine Herren!“ Das neunte Echo aber schreit: „Grüß Ihna Gott, Herr Oberförster!“

— **Im Ballkleid in den Tod.** In Lübeck eilte nach einem Streit mit ihren Angehörigen auf einem Ball die junge Frau des Formers Bliebenicht nach Hause. Sie nahm ihr drei Monate altes Kind aus der Wiege und stürzte sich im vollen Ballstaat mit dem Kind in den Kanal. Mutter und Kind fanden ihren Tod in den Fluten.

Buntes Allerlei.

Auf der Londoner Ausstellung.

Ein Berliner Kind trieb sich einst in den Hallen der Londoner Weltausstellung umher und traf einen Türken, der verschiedene türkische Waren ausgestellt hatte; der Berliner ging hin und wollte etwas kaufen. Die Artikel waren in den verschiedenen Sprachen der Welt annonziert und der Berliner wollte mit dem Türken auch sprechen, damit er zu Hause sagen konnte, er habe sich mit einem Türken, mit einem echten Türken unterhalten. Das war nun sehr schwer, denn der Türke machte sich nur durch Zeichen verständlich. Der findige Berliner nahm nun ein Sprachbuch zur Hand und richtete nun in allen möglichen Sprachen Anfragen an den Aussteller, aber dieser verstand ihn nicht. Verzweiflungsvoll stand der Berliner da. Sollte er den Türken deutsch anreden? Es war wohl eitle Hoffnung, daß der Mann ihn verstehen würde, aber er riskierte es und sagte: „Deutsch verstehen Sie wohl ooch nich?“ — „Ach ja, heernse — ich bin ja aus Stetteritz bei Leipzig und besuche die Ausstellung als königlich sächsischer Terke mit Berliner terkischen Waren. Ja heernse, sehnse.“

Vom Hute.

Vom Hute läßt sich oft auf den Charakter schließen: Wer den Hut auf einem Ohre trägt, ist ein Bolterer. Wer ihn hintenüber trägt, ist ein Pinsel. Wer ihn über die Augen zieht und hinten hoch trägt, ist ein Spötter. Wer den Hut beim Gehen in der Hand hält, ist ein Genie oder er schwitzt. — Ein Stutzer hatte sich einen Strohhut gekauft und fragte seinen Diener, wie ihm der Hut stehe. — „Brächtigtig,“ war die Antwort, „Hut und Kopf sind wie für einander geschaffen.“ — An manchem Orte ist es Sitte, wie in England, überall öffentlich den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Dies geschieht theils, damit man nicht sehen soll, wie vielen die Haare zu Berge stehen, andern-

teils, wie vielen sie schon längst nicht mehr zu Berge stehen.

Soldatentod.

Nach der Instruktionsstunde sprach der Unteroffizier Mayer: „Also, Kerls, nun aufgepaßt! Ich werde euch jetzt die verschiedenen Todesarten beim Militär erklären, damit ihr wißt, was ihr vorkommenden Falles zu erwarten habt. Da ist zuerst nämlich der Tod auf dem Schlachtfelde! Das ist ein herrlicher Tod, ein ganz famoser Tod, und jeder von euch Kerls müßte sich freuen, wenn ihm überhaupt erlaubt wird, einen solchen Tod zu sterben. — Dann ist der Tod in der Garnison zu erwähnen. Auch immerhin ein ganz netter Tod. Ihr werdet hinausgetragen auf den Soldatenfriedhof und eure Kameraden schießen eine Salve über euer Grab. Es ist dies sehr schmeichelhaft, und ein solcher Tod daher im allgemeinen auch recht wünschenswert. — Die dritte Todesart hingegen ist überaus verwerflich und sollte eigentlich gar nicht erlaubt sein. Ich meine nämlich den Tod auf Urlaub. Da werdet ihr einfach in eurem Heimatsorte unter die Erde gebracht, wie jeder andere gewöhnliche Zivilist. Es ist dieser Tod eines Soldaten absolut unwürdig. Es ist ein Tod wie — na, wie soll ich mich denn gleich ausdrücken — es ist überhaupt eigentlich gar kein Tod.“

Die erlangte Handschrift.

Eine Dame wünschte gern eine Handschrift von Meyerbeer zu besitzen: der Name dieses gefeierten Komponisten fehlte noch in ihrer Sammlung. Sie wandte sich an den ihr befreundeten Direktor der Oper und bat ihn, ihr womöglich ein paar Zeilen von Meyerbeer's Hand zu verschaffen. „Ich habe nichts von ihm bei mir, aber besuchen Sie mich morgen und Sie sollen haben, was Sie wünschen!“ erwiderte der Direktor. Am folgenden Tage ließ der Direktor „Die Hugenotten“ geben und sandte den Zeitungen die Anzeige: „Morgen — „Die Hugenotten“, Musik von Gadeby.“ — Kaum war der folgende Tag angebrochen, als der Diener Meyerbeer's ihm auch schon einen vier Seiten langen Brief überbrachte, in welchem der entrißte Komponist lang und breit auseinandersetzte, daß die „Hugenotten“ von ihm und nicht von dem Autor der „Jüdin“ wären. Die Dame erhielt die gewünschte Schrift.

Im Salon.

Bei einer Gesellschaft bemerkte Frau B., wie zwei Herren mit der größten Gemütsruhe ihre Köpfe auf das Rückenpolster des neu überzogenen Sofas legen. „Aber, meine Herren,“ sagte sie, näher tretend im scherzenden Tone: „Sie ruinieren mir ja mein Sofa, wenn Sie Ihre Köpfe anlegen.“ — „O fürchten Sie nichts, gnädige Frau, sagte der eine der Herren, erschrocken aufspringend, „ich habe niemals Pomade in den Haaren.“ — „Und ich,“ lächelte ironisch der Sitzengebliebene, der einen fahlen Kopf hatte, „lasse niemals Haare.“

Aus der Schule.

Es war zur Weihnachtszeit. Der Katechet hatte den Schülern von der Geburt des Heilandes erzählt und wie die Engel den Hirten die frohe Botschaft überbrachten. „Nun, liebe Kinder,“ sagte er, „was sangen die Engel in den Höhen, als sie den Hirten die Geburt des Heilandes verkündeten?“ Da zeigte sich der kleine Karl und sagte: „Stille Nacht, heilige Nacht!“

Vagabundenhumor.

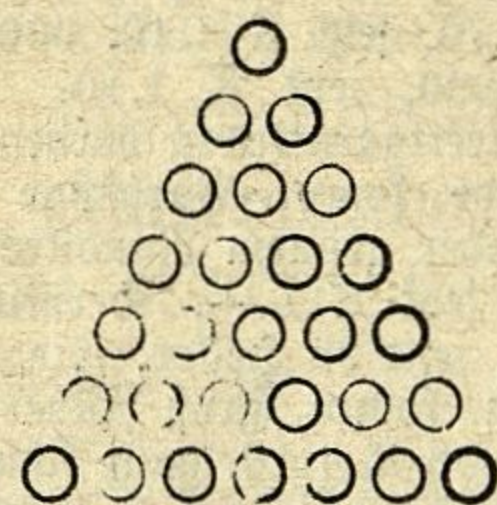
Eine Bäuerin in Schleswig-Holstein bittet ein Strolch um eine Gabe. Die Frau verabreicht ihm eine solche, kann aber das Moralisieren nicht lassen und sagt: „Ein solcher junger, hübscher Kerl und . . .“, doch schon unterbricht sie der Bettler und sagt: Ja, Madam, haben Sie nicht eine ebenso hübsche Tochter, die 30.000 Mark Mitgift bringt, dann heirate ich die und die Bettelei hört sofort uff.“ Vor ihr steht wieder ein großer, kräftiger Schnapsbruder, der um ein Stück Brot bittet. „Warum arbeiten Sie denn nicht hier in der Nähe; am Kaiser Wilhelmkanal ist ja Arbeit in Fülle!“ Der also Angeredete hebt den Fuß, sodas die Stiefelsohle hin und her pendelt und sagt: „Madam, kann man mit son Stiebeln am Kanal arbeiten? Geben Sie mir wasserdichte Kanonenstiebeln und ich will den Kanal verbreitern helfen.“

Rätsel-Aufgaben.

Rätsel.

Wenn du finden willst meinen Namen,
Mußt du ihn suchen in Shakespeares Dramen.
Nimm ihm ein G und was noch geblieben,
Sei in anderer Ordnung geschrieben.
Werden die Laute dann richtig stehen,
Ist eine Stadt der Union zu sehen.

Kugelpyramide.



Die Kugeln sind mit Hilfe der folgenden Aufgaben durch je einen Buchstaben zu ersetzen. Beginnt man mit der untersten Reihe, so entsteht jede folgende durch Fortlassen eines Buchstabens aus der vorhergehenden. Umstellen der Buchstaben ist gestattet.

Der oberste Buchstabe bezeichnet eine Note, die unterste Reihe eine Stadt in Ungarn. Die übrigen wagerechten Reihen — aber in anderer Folge — sollen ergeben: 1. eine Waffe, 2. eine Note, 3. eine Stange, 4. ein Gewässer, 5. einen Baum.

Zu verwenden sind die folgenden Buchstaben
13 e, 2 i, 4 p, 3 r, 6 s.

Auflösungen des Rätsels aus voriger Nummer:

4silbige Charade: Heliotrop.

Richtige Lösung aus voriger Nummer sandten ein:

Karlo Kolsdorf, Stiftskaplan, Müglitz; Engelbert Fleisch, Altach; Fr. Ricker, Raumberg.

Verspätet eingegangene Lösungen aus Nr. 4:
Elisabeth Zeidler, Neumarkt; Frz. Bier, Ketzelsdorf.

Billigste Einkaufsquelle!
Handgewebte Leinwand Kasenbleiche,

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Zulettis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschir- und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabriksniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikspreisen empfiehlt das

Versandgeschäft Paul Hentschel
 (früher Marie Hentschel)
Schluckenau in Böhmen.

Muster auf Verlangen franco, doch ist deren Rücksendung Bedingung.

Wieder angelangt!

Große Warenmassen von Konkursmassen und aufgelassenen Geschäften stammend, daher unterzeichnete bestbekannte Firma in der Lage, dieselben trotz der Teuerung noch billiger wie früher en gros und detail abzugeben. Für solide dauerhafte Ware bürgt der gute Ruf der Firma. Nichtpassendes wird anstandslos retour genommen. 5000 Meter garantiert echtfärbig, herzig gemusterte Blandrücke mit Seidenglanz früher 75 Heller, jetzt 56 Heller. 4000 Meter 5/8 breite Doppelblandrücke früher 90 Heller, jetzt 68 Heller. 1000 Meter reizende Blumen- und Kleiderwolfin früher K 1.10, jetzt 68 Heller. Herzige schottische und pepita Wollstoffe, 120 Zentimeter breit, früher K 1.95, jetzt 98 Heller und K 1.10. Einfärbige herrliche Frühjahrsstoffe, jede gewünschte Farbe, früher K 2.70, jetzt K 1.90. 2000 Stück garantiert beste Frauenhemden mit Achselverschluss (Herzschnitt) früher K 3.20, jetzt K 1.98. 2000 Stück Frauenhemden aus guter Tiroler Leinwand mit kurzen Ärmeln früher K 1.95, jetzt K 1.40. Dieselben mit geädertem Sattel K 1.60. 6000 Paar gestrickte schwarze oder färbige Frauen-Frühjahrsrömpfe früher 75 Heller, jetzt 50 Heller. 8000 große Strähne schwarze oder färbige gute Strickwolle früher 70 Heller, jetzt 40 Heller. Die gleichen gebleicht oder ungebleicht 35 Heller. 8000 Knäuel färbige und schwarze Strickwolle früher 17 Heller, jetzt 10 Heller. Herrliche Seidenstrickgarne in Knäuel und Strähnen, alle Farben, früher 50 Heller, jetzt 35 Heller. Gute Frühjahrs-Hauschuhe für Herren und Frauen, mit guter Spagatsohle, früher K 1.50, jetzt 90 Heller. 4000 Stück gute, grobfädige, komplett große Leintücher früher K 2.90, jetzt K 2.—. Ganze schwere früher K 3.30, jetzt K 2.60. 3000 Meter schöne weiße Spitzenvorhänge, 100 Zentimeter breit, früher 75 Heller, jetzt 45 Heller, noch schönere früher K 1.10, jetzt 75 Heller. 500 Stück starke breite Blandruckschürzen früher K 1.30, jetzt 90 Heller, noch breitere und bessere K 1.10. 8000 Meter 150 Zentimeter breite Klosterleinwand früher K 1.70, jetzt K 1.15 per Meter. 6000 Meter Desreggerleinwand früher 60 Heller, jetzt 45 Heller. 4500 Meter Salzburger Bauernleinwand früher 90 Heller, jetzt 60 Heller. 5000 Meter herrliche Rumburgerwebe früher 78 Heller, jetzt 55 Heller. 5000 Meter blaue, breite doppelfädige Schürzenleinwand früher 90 Heller, jetzt 68 Heller. 2000 sehr feine Halbseidenopftücher, licht oder dunkel früher K 3.30, jetzt K 2.30, noch schönere K 2.90, die gleichen in Reinseide früher K 7.—, jetzt K 4.95. 2000 Stück gute kompl. große Männerordhemden mit Siegeltragen früher K 2.10, jetzt K 1.50, ganz große und schwere früher K 2.95, jetzt K 1.95. Schöne Stärkhemden früher K 3.90, jetzt K 2.70, die gleichen mit schönen Falten K 3.10. Herrliche Seidenkrawatten früher K 1.30, jetzt 78 Heller. Gute weiße und färbige Gradunterhosen früher K 1.90, jetzt K 1.10, ganz schwere früher K 2.40, jetzt K 1.50. 5600 Meter schön gemusterten Oxford früher 70 Heller, jetzt 50 Heller, ganz schweren früher 95 Heller, jetzt 65 Heller. 4000 Duzend gute färbige Taschentücher 1/2 Duzend früher K 1.70, jetzt K 1.10. 3000 Duzend weiße Taschentücher mit farb. Atlasrand 1/2 Duzend früher K 1.90, jetzt K 1.10. 1/2 Duzend feinste Blumenseife früher K 1.40, jetzt 75 Heller. Herrliche Burettgarnituren bordeau oder oliv, 2 Bett- und 1 Tischdecke früher K 17.— jetzt 9.80, dazu passende kompl. Vorhänge früher K 3.90, jetzt K 2.90. 600 Rollen gute Laufteppiche mit bordeaug oder grünem Randstreifen per Meter früher K 1.30, jetzt 70 Heller, ganz schwere früher K 1.60, jetzt K 1.—. Herrliche Weberzeuge, ganze Tuchbreite, gestreift oder kariert, früher K 1.30, jetzt 95 Heller. Die gleichen, einfach breit, früher 60 Heller, jetzt 45 Heller. Schöne Flanellbettdecken. kompl. groß früher K 4.50, jetzt K 2.70. Gute Jägerhemden mit doppelter Brust früher K 1.70, jetzt K 1.16, ganz schwere K 1.40. Herliche Touristenhemden früher K 3.50 jetzt K 2.20. Starke Rucksäcke früher K 2.90, jetzt K 1.90, noch bessere K 2.30. Große Einkaufstaschen mit runden Henkel früher K 1.70, jetzt K 1.10. Gute gestrickte Männerjocken früher 70 Heller, jetzt 40 Heller, noch bessere 60 Heller. 500 reizende Frühjahrsblusen früher K 4.50, jetzt K 2.90. 360 schöne Strapazschöße früher K 7.—, jetzt K 5.80, elegante Schöße früher K 17.—, jetzt K 9.80. Wasserdichte Kameelhaarwettertragen 100—130 cm lang, früher K 19.—, jetzt K 12.50, noch bessere früher K 25.—, jetzt K 15.— für Herren und Frauen. Nur solange der Vorrat reicht. Elastische Männerhofenträger früher K 1.20, jetzt 70 Heller, noch bessere früher K 1.30, jetzt K 1.10. 2000 Paare schöne Segeltuchschuhe mit Ledersohle unbelegt früher K 2.70, jetzt K 1.50, die gleichen ganz mit Leder belegt, früher K 3.—, jetzt K 1.90. Die gleichen für Männer unbelegt K 1.90, belegt K 2.50, zu haben in braun und schwarz.

Versandwarenhaus Kaufhaus „zur Südbahn“
Graz, Annenstraße 68/5.

Trotz der so billigen Preise erhält jede Kunde die über 10 K kauft, eine nette Beigabe umsonst, über 20 K wird speisenfrei gesendet.

Styria - Strickmaschinen



sind die einzigen Maschinen zur Herstellung von Strümpfen, Jacken, Hosen usw. in allen Grössen, nur erstklassiges Erzeugnis zu billigen Preisen, auch gegen Ratenabzahlung. Referenzen und Preisliste gratis. Patent Schlauchschloss.

Strickmaschinen-Fabrik in Graz.



Die Freude
 jeder Hausfrau ist die
Dampfwaschmaschine
System „Krauß“

für jedes Haus, welche die Wäsche in der halben Zeit kocht und gründlich reinigt.

Mit Rücksicht auf die Schonung der Wäsche sind 75 Prozent Ersparnis nicht überschätzt. Das Drehen kann ein Kind verrichten.

Vorrätig bei

Bernh. Hähner, Chemnitz i. S.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Billige Bettfedern u. Daunen!



Ein Kilogramm graue, geschliffene K 2.—, halbweiße K 2.80, weiße K 4.—, prima Daunenweiße K 6.—, hochprima Schleiß, beste Sorte K 8.—, Daunen grau K 6.—, weiß K 10.—, Brustflaum K 12.—, von 5 Kg an franko.

Fertige Betten

aus dichtfädigem, rotem, blauem, gelbem oder weißem Inlet (Manting) eine Tuchent, Größe 180x116 cm samt 2 Kopfpolster, diese 80x58 cm genügend gefüllt, mit neuen grauen, gereinigten, füllkräftigen und dauerhaften Federn K 16.—, Halbdauen K 20.—, Daunen K 24.—, Tuchent allein K 12.—, 14.—, 16.—, Kopfpolster K 3.—, 3.50, 4.—, Tuchente 180x140 cm groß K 15.—, 18.—, 20.—. Kopfpolster 90x70 oder 80x80 cm K 4.50, 5.—, 5.50. Unterbetten aus Gradl 180x116 cm K 13.—, 15.— versendet gegen Nachnahme, Verpackung gratis, von K 10.— an franko.

May Berger in Deschenitz Nr. 520 (Böhmerwald.)

Preisliste über Matratzen, Decken, Ueberzüge und allen anderen Bettwaren gratis u. franko. Nichtkonvenierendes tausche um, oder gebe Geld zurück.

Bradysche Magentropfen

mit der

Mariazeller Muttergottes

als Schutzmarke



daher Mariazeller Magentropfen genannt, sind das beste, durch 30 Jahre bewährte Mittel, gegen Verdauungsbeschwerden jeder Art, Sodbrennen, Hartleibigkeit, Kopf- und Magenschmerzen, Säurebildung etc.

Erhältlich in den Apotheken zum Preise K—.80 und K1.40. Versand in die Provinz durch Apotheker C. Brady, Wien, I., Fleischmarkt 2/441.

6 Flaschen um K 5.—, 3 Doppelflaschen um K 4.50 franko.

Man achte auf die Schutzmarke mit der Mariazeller Muttergottes, rote Packung und Unterschrift

C. Brady